10.010 SA 5:10

Goethe und der Volksmund

Von

Albert Wesselski

MUSEUM FÜR VOLKSKUNDE
BIBLIOTHEK
WIEN

Gießen 1937

Aus „Hessische Blätter für Volkskunde", Band XXXVI, 1937

10.210

Goethe und der Volksmund

Von

Albert Wesselski

Inst. f. Dt. Volkskunde
F. St. Mythenkunde
Sachbez.: 12 oa
Inv. Nr.: 29

Gießen 1937

Aus „Hessische Blätter für Volkskunde", Band XXXVI, 1937

Inst. f. Dt. Volkskunde
F. St. Mythenkunde
Sachbez.: 12010
Inv. Nr.: 29

Goethe und der Volksmund.

Von Albert Wesselski.

Es ist mehr als absonderlich, ja man möchte sagen, es ist schier unglaublich, daß der Anteil des größten deutschen Dichters an dem, was man einmal Volkskunde genannt hat, nämlich an dem Inbegriffe der Dinge, die dem Volke kund sind, der Dinge, von denen das Volk etwas weiß oder zu wissen glaubt, noch niemals Gegenstand der Forschung gewesen ist, so daß den spärlichen Aufsätzen, die über Goethes Verhältnis zum Volke handeln, blutwenig gegenübersteht, das sich mit dem Volke in seinem Verhältnis zu Goethe befassen würde. Der Büchmann verzeichnet zwar eine mit der Zahl seiner Auflagen immer länger gewordene Reihe von Stellen aus Goethes Werken, die als Geflügelte Worte sprichwörtlich geworden sind, die also unser Volk und manchmal auch andere Völker als eine richtige oder schöne Prägung zu einem alldeutschen und manchmal allmenschlichen Münzwert annehmen und ausgeben, aber das kann nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß es sich bei der Verwertung dieser Geflügelten Worte zumeist um bewußte Zitate handelt, wobei freilich die, die ein solches nutzen und anwenden, gar oft nicht recht wissen, ob für diese Prägung Goethe oder Schiller oder ein anderer verantwortlich ist. Als volkskundlich, als in die Kunde des Volkes übergegangen kann jedoch nur das aufgefaßt werden, was aus dem Munde des Volkes fließt, ohne daß dem jeweiligen Sprecher kund wäre, daß er nicht so redet, wie seit langer Zeit jeder beliebige andere, sondern daß er eine Redeweise gewählt hat, die nicht jedem so kund ist wie ein altes Sprichwort, das immer da war, das für seinen Großvater ebenso galt wie für dessen Großvater. Nur dort, wo das Volk in seinem Reden, in seinem Erzählen, in seinem Singen nicht weiß oder nicht ahnt, daß der erste, der so geredet, so gesungen, so erzählt hat, ein Großer gewesen ist, nur dort ist das Wort, die Geschichte, das Lied dieses Großen in den Besitz des Volkes schlechthin übergegangen. „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde"; weiß man im Volke, daß der, der dies sagt, wenn etwa ein verliebtes Paar die Zeit vergißt, Worte Immermanns sagt? Nein; nicht einmal der Büchmann weiß es. Will die Wissenschaft der Volkskunde derartige Dinge festhalten? Will sie zeigen, was das Volk solchen Männern und viel größern zu danken hat? Oder warum feh-

len Arbeiten, die das darzutun versuchen? Warum fehlen sie insbesondere für Goethe? Um diese Fragen beantworten zu können, ist es vielleicht am besten, ein Exempel zu statuieren, und vielleicht können wir das sogar in dem Sinne tun, wie dieses Wort Goethe gemeint hat.

*

Als Mephistopheles, der sich als des Pudels Kern entschält hat, bekennt, daß ihm ein kleines Hindernis, nämlich der Drudenfuß auf der Schwelle verbiete, das Studierzimmer durch die offene Tür zu verlassen, fragt ihn Faust, warum er nicht den Weg durchs Fenster nehme; da antwortet Mephistopheles:

's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte.

Vor allem: hat Goethe für diese Verse eine volkstümliche Grundlage gehabt? Oder ist dieses Gesetz der Teufel und Gespenster, wie es die Kommentatoren, soweit sie sich überhaupt auf den Gegenstand einlassen, glauben machen wollen, seine freie Erfindung?

Nun: in der ganzen Teufels- und Hexenliteratur ist dem Verfasser dieses Aufsatzes ebenso wenig wie den vielen, die sich auf diesem weiten Gebiete umgetan haben, ein Satz aufgestoßen, der etwas Ähnliches behaupten würde, aber auch keine Erzählung, aus der man auf das Bestehen eines solchen Gesetzes schließen könnte: der Teufel kommt nicht nur, wie er will, sondern er verschwindet auch, wie er will, ihm sind in dieser Beziehung außer der Zulassung oder der Duldung durch Gott, die schon der hl. Augustinus gefordert hat, und wenn man von der Wirkung der Exorzismen, des Kreuzeszeichens usw. absehen will, keinerlei Schranken gesetzt, und ihn beschränkt kein Gesetz. Das gilt auch für das volkstümliche Erzählgut, darunter auch für die so häufigen Geschichten, deren Held, ursprünglich und zumeist auch späterhin ein Schmied, über die Macht verfügt, ihn irgendwie einzusperren; in einer einzigen Fassung, in der anscheinend ältesten übrigens, die den Schmied nach Jüterbog versetzt - sie steht zuerst 1731 in Johann Christian Trömers Parentation uff ehne Paucker-Mohr, keahlt von Deutsch Françoß, Constantinopel, Kedruck bey die tode Mufti, 5-12 [1]) -, könnte man, nach der Inhaltsangabe, die sich zuerst in dem Dritten (Anmerkungs-)Bande der Kinder- und Haus-

[1]) Wieder abgedruckt in desselben Verfassers Aventures von Deutsch Franços, 1736, 1745, 1772.

märchen der Brüder Grimm, 1822, 145 f. findet[2]), derlei vermuten, da nach den Schlußworten dieser Nacherzählung der Teufel „zu demselben Loch hinaus seinen Weg nehmen muß, wodurch er hereingeschlüpft war"[3]). Auch hier aber handelt es sich nicht nur bei der Einfahrt des Teufels in den Sack, sondern auch bei seiner Ausfahrt um eine Vereinbarung, die er bei der Einfahrt mehr, bei der Ausfahrt minder freiwillig eingegangen ist, und keineswegs um eine ihm durch irgendein Gesetz auferlegte Verpflichtung[4]).

---

[2]) In der noch von Wilhelm Grimm 1856 besorgten Neuausgabe dieses Bandes steht sie 139f., und abgedruckt ist sie dann in J. Boltes und G. Polivkas Bearbeitung der Anmerkungen, 1913 f., II, 173 f.

[3]) Auf diesem von Wilhelm Grimm gemachten Auszug beruht das 88. Stück in Adalbert Kuhns Märkischen Sagen und Märchen, 1843, 88 f. („der Schmied ließ ihn nun frei, doch mußte er zu demselben Loche wieder hinaus, wo er hineingeschlüpft war").

[4]) Als letzter der drei Wünsche ist dem Schmiede von dem heiligen Manne, den er gastfreundlich aufgenommen hat, dieser gewährt worden:

Ick ahb ehn kroße Kohlen Sack,
Ick bitt, daß du woll ihn so mack,
Daß wenn ick steck Jemand ihnein,
Oder es kriegk was selber drein,
Daß er so langk muß drein restir,
Biß ick ihn wieder dimittir.

Als nun der Teufel zu ihm kommt und um Herberge für die Nacht bittet, sagt der Schmied:

Du soll wohl kriegk ehn Nackt Qvartir,
Bey mir, die Schmidt ßu Uttjerbock,
Wenn du fahr ein ßu Schlüßel Lock;
Denn weil es iß schon finster Nackt,
Die Auhß Thür werd nit uff kemackt.

Der Teufel geht auf diese Bedingung ein; als er aber durch das Schlüsselloch gefahren ist, findet er sich in dem Kohlensacke. In diesem wird er gründlich zerklopft, bis sich der Schmied durch das Versprechen, ihn fortan nicht mehr zu behelligen, bewegen läßt, ihn zu entlassen.

Jedock der Teuf muß promittir,
Er woll sick wieder retirir,
Wo er ßuvor war rein kekrock,
Als nehmlich durck die Schlüssel Lock.
Der fromme Schmidt von Uttjerbock,
Der ahlt den Sack vor Schlüssel Lock;
Ey, ey, wie war der Teuf keschwind,
Er retirir sick wie der Wind,
Allehn er kriegk noch uff die Wegk
Ehn ahlbe uhndert kute Schlegk.

Was also ihn selber und seinesgleichen anlangt, hat Mephistopheles mit seiner Behauptung anscheinend geflunkert; sehen wir zu, ob sie wenigstens für die Gespenster berechtigt ist. Auch für diese jedoch suchen wir in der glücklicherweise einigermaßen kleinern Literatur samt dem bis zu Goethes Zeit aufgezeichneten volkstümlichen Erzählgut vergebens nach Spuren, daß ein Verbot, beim Verschwinden einen andern Weg zu benützen als beim Erscheinen, dem Volke kund gewesen wäre. Immerhin ist etwas Derartiges wenigstens für Eine Gespenstergattung vorgesehen gewesen, und das sind die, die man gemeiniglich als Alpe, Mahren usw. bezeichnet. Hier weiß Johannes Praetorius in dem Anthropodemus Plutonicus oder der Neuen Weltbeschreibung von allerley wunderbahren Menschen[5]) in dem Ersten Kapitel, das von Alpmännrigen handelt, unter anderm Aberglauben, der „bey dem gemeinen Manne die Oberhand helt", auch zu berichten (26): „. . . man spricht, daß wenn gleich alle Fenster und Löcher zugemacht weren, sie (die Maren) dennoch wol durch ein gebohrtes Löchlein kriechen können, als dazu sie auch sonderlich Lust hetten und dieselbe suchten. Ferner sollen sie dadurch an der Wand mercklich hin schurren oder hütschen, daß mans wohl hören könne; nehme man sich alsdenn in acht und stünde geschwinde auff und stopffte das Loch zu, so müste es verbleiben und könte nicht wieder von dannen kommen, wenn auch gleich Thür und Thore auffgethan würden. Und hierzu wil man Beyspiele geben, daß man dergleichen Maren bekommen und etliche Tage bey sich in rechter Menschen-Gestalt behalten habe, die auch nicht wieder weren weggelassen worden, wenn sie nicht theils zugesaget hetten, daß sie hinfort wegbleiben und den Ort nicht mehr unruhigen wollen, theils sich auch erbärmlich beklagt hätten, wie sie zu Hause ihre Kindergen etc. hetten, die sonsten umbkommen müsten, so sie nicht wieder weggelassen würden etc. Drauff habe man denn des Nachts solchen Alpleuten ihren Abzug und den Pflock auß selbigen Loche weggezogen: so weren sie auch hernach nie wieder gekommen."

Daß Goethe den Anthropodemus Plutonicus gekannt hat, steht nach den Tag- und Jahresheften fest, wo er sich gegen Ende der Aufzeichnungen von 1805, bei der Beschreibung der dem Harz vorgelagerten Spiegelberge, ausdrücklich auf ihn beruft, und daß er ihn für den Faust ausgezogen hat, ist seit der Veröffentlichung dieser

[5]) Ich benütze die einbändige Ausgabe von 1668, deren Frontispiz dasselbe ist wie in dem ersten Drucke von 1666.

nachgelassenen Notizen [6]) bekannt; seither weiß man denn auch, daß das rote Mäuschen, das der jugendschönen Hexe, während sie mit Faust tanzt, aus dem Munde springt, von dem roten Mäuselein abstammt, das etwa zweihundert Jahre vorher einer Magd auf dem Edelsitze zu Wirbach bei Saalfeld „zum offenen Maule heraus" gekrochen ist. Übersehen jedoch hat man bisher die von Goethen bei seiner Lektüre des Anthropodemus angemerkten Worte „Alp Nahmen zu brauchen", die dartun, warum der Incubus an die Statt des vorher als letzten der vier Elementargeister genannten Kobolds hat treten müssen [7]), und übersehen hat man auch die nur in diesem Zusammenhang aufzufassende Abhängigkeit der Anmerkung „Trutten Schu Alpfuß" von dem Praetorianischen Druyden-Schuch samt seinen fünf Ecken oder Spitzen, von dem Praetorius weiter sagt, er werde gemeiniglich Truttenfuß genannt, wie denn ein solcher „an denen höltzernen Kinder-Wiegen eingeschnitten wird, die Nacht-Gespenster damit abzuwehren" (4-9), sei aber ansonsten dasselbe wie der Alpfuß, den er auch Pentalpha, Faust aber Pentagramma nennt, während Mephistopheles, der daran noch als Pudel geschnopert hat, das Wort Drudenfuß gebraucht, das Praetorius freilich anders schreibt.

Das war es also, was Goethe aus seinen Notizen, nicht für die Walpurgisnacht, sondern für die erste Szene im Studierzimmer verwandt oder verwertet hat; seine Erfindung hingegen scheint der offen gelassene Winkel des Pentagramms zu sein, der dem Teufel den Eintritt ebenso gestatten muß wie das in die Wand gebohrte Loch der Mahre oder dem Incubus.

Sollte hier nicht übrigens an das Tor zu erinnern sein, das der Priester und Schwarzkünstler in den von ihm gezeichneten Zirkel macht, um Benvenuto Cellini hineinzuführen (Goethes Übertragung, II, 1)? In diesem Sinne wären dann auch in dem Maskenzug zum 18. Dezember 1818 Fausts Worte von den Zirkeln und Fünfwinkel-Zeichen zu verstehen.

*

Abgesehen von dieser Erweiterung durch Goethe hat Praetorius mit seiner Entdeckung wenig Anerkennung gefunden: Georg Wilhelm Wegener, der unter dem Namen Tharsander schrieb, hat in dem 1737

---

[6]) W. A., XIV, 300.

[7]) Anthrop. Plut., 14: „Das bekannteste Wort" (für den Alp oder die Mare) „ist Incubus, ab incubando, weil es denen Geängsteten bedaucht, wie über sie ein schwer Klotz euserlich liege, welches die Brust dermassen ängstige und klemme den Weg des Athems, daß sie kaum schnieben können. . . .".

erschienenen 9. Stücke seines Schau=Platz Vieler Ungereimten Meynungen und Erzehlungen, 29 nur zur Kenntnis genommen, daß es gut sei, das Loch, durch das der Alp gekommen ist, zu verstopfen, aber auch das nur für künftige Fälle: „so wird ihm dergestalt angst, daß er sich nicht mehr hinein wagt", Johann Jacob Bräuner hat in den gleicherweise 1737 herausgekommenen Physicalisch= und Historisch=erörterten Curiositaeten, 230 bei dem sowieso schon gekürzten Abdruck der Stelle des Anthropodemus den letzten Satz, der von dem Herausziehen des Pflocks aus dem Loche handelt, das auch bei ihm gebohrt sein muß, einfach ausgelassen, und noch ablehnender haben sich die Brüder Grimm in der 80. ihrer Deutschen Sagen. 1816 [8]) gezeigt, als deren Quellen sie außer Praetorius und Bräuner noch „Mündliche Erzählungen" anführten: nachdem sie festgestellt hatten, daß die Alpe, sobald einmal das Loch - daß es ein gebohrtes zu sein hat, wurde nicht gesagt - verstopft ist, nicht von dannen können, selbst wenn Tür und Tor geöffnet werden, fuhren sie fort: „Man muß ihnen hierauf das Versprechen abnehmen, daß sie diesen Ort niemals beunruhigen wollen, bevor man sie in Freiheit setzt", erzählten auch noch, Alpe hätten bei solchen Gelegenheiten erbärmlich geklagt, daß ihre Kinderchen daheim verschmachten müßten, aber über das Ausziehen des Pflocks, das erst die Regel und damit auch das Gesetz verdeutlicht oder aufgezeigt hätte, verloren sie kein Wort.

Wie ist unter diesen Umständen der auffallende Satz zu erklären, den sie bei ihrer Wiedergabe der Erzählung von die Schmidt ßu Uttjerbock aus den Versen des Deutsch Françoß haben herauslesen wollen? Wie ist zu erklären, daß sie das Wort „gekrochen", das Trömers Text in der Form „kekrock" im Hinblick auf den sich widerwillig durch das Schlüsselloch zwängenden Teufel durchaus richtig gebraucht, durch das Goethesche „hereingeschlüpft" ersetzt haben, das einem wenn auch verstohlenen, so doch freiwilligen und vorbedachten Eindringen entspricht? Nun, da gibt es wohl kaum eine andere Erklärung, als daß die Brüder im Jahre 1821 - die Vorrede zu der 1. Aufl. des 3. Bandes der Kinder= und Hausmärchen ist vom 4. Januar 1822 datiert - das Bedürfnis gefühlt haben mögen, einigermaßen gutzumachen, was sie vor dem 14. März 1816, dem Tage, an dem die Einleitung zu den Deutschen Sagen abgeschlossen erscheint, versäumt oder unterlassen hatten, nämlich in ihrer 80. Sage die von ihnen benützte Stelle des Anthropodemus in sinngemäßer Vollständigkeit zu über=

[8]) Von der 2. Auflage an trägt dieses Stück die Nr. 81.

nehmen; diese Kürzung mußte ja um so mehr auffallen, als es gerade die Arbeiten von Praetorius waren, die sie „weit die bedeutendsten" der geschriebenen Quellen ihrer Sammlung genannt hatten, weil Praetorius, wie sie sagten, „mit geschmackloser, aber scharfsichtiger Gelehrsamkeit Sinn für Sage und Aberglauben verband, der ihn antrieb, beide unmittelbar aus dem bürgerlichen Leben selbst zu schöpfen" [9]). Man darf sich bei dieser Versündigung gegen die Pflicht der Quellentreue vielleicht an die Pause in dem Verkehr zwischen Goethen und den Brüdern erinnern, die mit dem Tage begann, wo Wilhelm den ihn so sehr enttäuschenden Brief Goethes vom 18. August 1811 erhalten hat - der Brief war die Antwort auf die Zusendung seiner Altdänischen Heldenlieder, Balladen und Märchen [10]), jenes Buches, für das sich Achim von Arnim etwa ein Jahr lang vergeblich um eine Vorrede von Goethen bemüht hatte [11]) -, und bis zum 19. Juni 1816 dauerte, wo Goethe, obwohl seit dem Tode Christianens noch keine zwei Wochen verstrichen waren, nicht nur seinen Besuch annahm, sondern auch mit ihm so freundlich und wohlwollend war, wie es Wilhelm an ihm noch niemals erfahren hatte [12]).

Bei diesem Besuche geschah es auch, daß Goethe Wilhelm Grimm bat, ihm seine und seines Bruders „Sachen" zuzuschicken, woran er immer seinen Anteil genommen habe, und man kann sich leicht vorstellen, daß diese Aufforderung aus einem plötzlich heiter gewordenen Himmel von den Brüdern mit großen Hoffnungen aufgenommen worden ist, worein sich allerdings auch ein keineswegs kleines Bangen gemischt haben dürfte. Jedenfalls zeigt der Brief, mit dem Wilhelm, sicherlich nicht ohne Einverständnis und Mitwirkung seines ältern Bruders, schon am 1. August die Sendung ihrer gemeinsamen Arbeiten an Goethe begleitete, durch die Bemerkungen, die jedem einzelnen dieser Werke, dem Hildebrandsliede, den Märchen, den Sagen, der Edda, dem Armen Heinrich und den Altdeutschen Wäldern, gleichsam als Gebrauchsanweisungen gewidmet waren, deutlich das Bestreben, alles zu vermeiden, was imstande gewesen wäre, Goethe von einer mehr als platonischen Anteilnahme abzuschrecken. Die Brüder

[9]) Deutsche Sagen, XXf.

[10]) Reinhold Steig, Goethe und die Brüder Grimm, 1892, 80-82, Schriften der Goethe-Gesellschaft, XIV, 204f. und 361.

[11]) R. Steig, Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm, 1904, passim.

[12]) Steig, 1904, 349 f. Gerechtfertigt war dieser Besuch durch zwei zufällige Begegnungen mit Goethen, die Wilhelm im September 1815 in Frankfurt und in Heidelberg gehabt hatte.

hatten sicherlich nicht nur untereinander besprochen, was Goethe in Dichtung und Wahrheit gelegentlich seiner Auseinandersetzung mit Herdern geschrieben hatte: „was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, sei doch auch Natur, und unter allen Völkern, frühern und spätern, sei doch immer nur der Dichter Dichter gewesen"; darum wohl unterließen sie geflissentlich auch die leiseste Anspielung auf das, was ihnen am meisten am Herzen lag, auf jene transzendenten Doktrinen, wofür sie bei Goethen auf kein Verständnis rechnen konnten: nichts also von der Behauptung, die Natur selber habe gerad diese Blumen und Blätter in dieser Farbe und Gestalt wachsen lassen, nämlich die Kinder- und Hausmärchen, in denen lauter urdeutscher Mythus liege, den man für verloren gehalten [13]), die Märchen hätten in ihrem Inhalt die Anlage der früheſten Poesien reiner und kräftiger bewahrt, als es selbst die übrig gebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten, den Grund und Gang eines Gedichtes überhaupt könne keine Menschenhand erdichten, und das richtige Maß aller Dinge sei der Volksdichtung schon von selbst eingegeben [14]). Ob freilich die Sätze, die an dieser Statt der Brief an Goethe enthielt, glücklicher abgefaßt gewesen sind, steht dahin; vorsichtiger waren sie jedenfalls: Nun bezeichnen die Haus-Märchen „ohne fremden Zusatz die eigentümliche poetische Ansicht und Gesinnung des Volkes, da nur ein gefühltes Bedürfnis jedesmal zu ihrer Dichtung antrieb", und wen dieses Bedürfnis angetrieben hätte, wurde nicht gesagt; nicht mehr war von dem lautern urdeutschen Mythus die Rede, sondern nur von dem „Zusammenhang mit dem Früheren", und bei den Anmerkungen, die zumeist diesen Zusammenhang andeuteten, wurde um Nachsicht für „vielleicht etwas zu viel Schärfe in dem Ausdruck der Behauptungen" gebeten. Die Sagen wieder hätten „wohl mehr das Ansehen eines bloßen Unterhaltungsbuches", aber „die Vorrede deute wenigstens an", daß die Brüder „noch einen höheren Wert" hinein legten, und wenn auch mit dieser Sammlung die deutsche Volksdichtung nicht vollständig begriffen werden könne, müsse doch, „recht verstanden und benutzt, ein solcher Überblick aller Punkte, wo sie sich geäußert, das lebendigste Mittel zur Einsicht in ihr Wesen sein" [15]).

---

[13]) Vorrede des 2. Bandes der Kinder- und Hausmärchen (1815); den 1. Band hatten sie, weil vergriffen, nicht mitschicken können, aber die Nachlieferung der neuen Auflage versprochen.

[14]) Vorrede zu den Deutschen Sagen, 1816.

[15]) Die Erwähnung der Frau Holla in dem Briefe scheint Steig (1892, 122) als ein argumentum ad hominem betrachtet zu haben, da Goethe in der

Das, was die Grimm in diesem Briefe über ihre Ausgaben literarischer Denkmäler sagten, kann übergangen werden; einmal hat es für uns in diesem Zusammenhange kein Interesse, und andererseits traf gerade hier Goethes Interesse mit dem der Brüder zusammen. Da mag Goethe so recht vom Herzen dem Zufall dankbar gewesen sein, daß ihm genau eine Woche nach der Ankunft dieses von Wilhelm unterfertigten Briefes der Brüder - er war am 14. August 1816 in seinem damaligen Aufenthaltsort Tennstedt eingetroffen - Savignys Entwurf einer Gesellschaft für deutsche Geschichte zuging, dessen § 14 vorsah, daß der Gesellschaft auch „die Sorge für die Bildung einer wirklich gelehrten Deutschen Philologie und deren Studium in den Lehranstalten" aufgetragen sein sollte. Auf diesem Gebiete waren die Brüder selbstverständlich „anerkannt tüchtige Männer", wie sie der Entwurf forderte, und so war schon nach zwei weitern Tagen, am 23. August, das Konzept des Briefes fertig, mit dem er den Entwurf an Wilhelm sandte und ihn um seine Meinung vor allem über diesen § 14 bat. Auf diese Weise kam Goethe um jede Erörterung der volkskundlichen Bücher und Pläne der Grimm herum und durfte überdies der Meinung sein, ihnen einen großen Dienst erwiesen zu haben.

Dafür erfuhren die Brüder nicht, was Goethe - und das wäre ihnen wohl die Hauptsache gewesen - über ihre Märchen und Sagen dachte, sie erfuhren auch wahrscheinlich nie, daß Goethe von ihren ihm inzwischen nach Tennstedt nachgeschickten Büchern das Hildebrandslied noch im August, die andern aber erst in der letzten Oktoberwoche gelesen hat, sie hatten auch nicht die Freude, zu erfahren, daß er den ihm allein geschickten 2. Band der Kinder- und Hausmärchen noch im November d. J. der Frau von Stein mit dem Bemerken hat zugehen lassen, sie werde ihre mecklenburgische Freundin, wenn sie ihr den Titel überschreibe, in den Stand setzen, auf viele Jahre die kleine Nachkommenschaft glücklich zu machen[16]); so ist ihnen denn, solange Goethe lebte, nichts zur Kenntnis gelangt, woraus sie hätten entnehmen können, wie er über ihre volkskundlichen Arbeiten dachte.

*

Ballade vom getreuen Eckart diesen Stoff behandelt hatte; tatsächlich sind die Epitheta „freundlich" und „furchtbar", die Wilhelm dieser „Natur-Göttin" beifügt, durchaus geeignet, Goethes Vers „Dann sind sie euch hold, die Unholden" zu stützen. In der Einleitung des 1. Bandes der 2. Auflage der Kinder- und Hausmärchen (1819) hat sich dann Wilhelm Grimm ebenso geäußert, zum Teile mit denselben Worten (Kl. Schriften, I, 347 f.).

[16]) Goethes Briefe an Charlotte von Stein, herausgegeben von Julius Petersen, 1923, II, 539. Wie sich aus der vom 12. November datierten Antwort

Etwa drei Vierteljahre vor dem 1. Bande der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, dessen Vorrede vom 18. Oktober 1812 datiert ist, sind Johann Gustav Büschings Volks-Sagen, Märchen und Legenden erschienen, deren die 2. Abteilung eröffnendes Vorwort das Datum des 23. Novembers 1811 trägt, während die Nachschrift vom 2. Januar 1812 das Buch als vollendet bezeichnet. Diese Sammlung beruht, zum Unterschiede von der der Grimm, fast zur Gänze auf gedruckten Werken; von den mehr als hundert in 84 Nummern vereinigten Erzählungen verdankt sie nur fünf mündlicher Übermittlung. Das mußte natürlich den Brüdern mißfallen [17]); für Goethe aber war das wohl ein Vorzug, und geschadet gerade wird es bei ihm Büsching auch nicht haben, daß, nach Wilhelms Worten, „die lächerliche Einleitung, wie er zum Märchenwesen gekommen, eine böse Nachahmung der Goethischen Selbstbiographie" gewesen wäre [18]). Jedenfalls hat Goethe an Büschings Buch lebhaften Anteil genommen, ja diesen zu einem tätigen gesteigert, indem er Riemern auftrug, Büsching auf einige Dinge aufmerksam zu machen [19]), nämlich „auf

1. den Gokel, wo der Herr zuletzt selbst gehen muß [20]),

2. der . . . den seine Mutter ausschickt nach Butter, und der unterwegs die Ritzen der aufgeborstenen Erde damit zustreicht [21]). - Art Margites [22]).

---

der Frau von Stein ergibt, handelt es sich bei dieser Freundin um ihre ehemalige Hausgenossin, die Fräulein von Bose, die der Prinzessin Karoline Luise von Sachsen-Weimar-Eisenach, als diese 1810 den Erbprinzen von Mecklenburg geheiratet hatte, dorthin gefolgt war. Die kleine Nachkommenschaft ist also wohl die der damals eben erst verstorbenen Erbprinzessin.

[17]) Wilhelm am 11. Juni 1812 an Arnim: „Büschings Volkssagen sind dürftig aus ein paar Chroniken zusammengetragen, an sich freilich gut" (Steig 1904, 206.)

[18]) Ebendort, 219.

[19]) Carl Schüddekopf, Schriften der Goethe-Gesellschaft, XIV, 362.

[20]) Das bezieht sich vielleicht auf das Märchen von dem Halbhähnchen, das von Chr. L. M(ylius) unter dem Titel Der halbe Hahn nach Rétif de la Bretonne ins Deutsche übersetzt worden ist (Gallerie von romantischen Gemälden, Arabesken, Groteſken und Callots, 1792, Nr. 5) und solchermaßen, mit einem ganzen Hahn als Helden, in den Volksmund übergegangen sein mag; s. R. Benz, Märchen-Dichtung der Romantiker², 1926, 244f. und Bolte-Polívka, I, 258f.

[21]) Das Motiv erscheint bei den Brüdern Grimm erst 1819 in der Nr. 59, Der Frieder und das Catherlieschen.

[22]) Im Juni 1798 hatte Goethe brieflich Friedrich Schlegel gebeten, ihm die Spuren, die sich von Margites im Altertum finden, zu seinem Privatgebrauch zusammenzustellen: „wie sehr wünschte ich eine Hypotheſe, die ich über den Inhalt dieses Gedichts schon lange hege, bestätigt zu sehen, um sie in einem kleinen

3. NB. Eulenspiegel ist der Gegensatz zwischen figürlicher Redensart und gemeiner Prosa [23]).

4. Riese der Abends nach Hause kommt und immer Menschenfleisch riecht [24]).

5. Riese: dessen Ohrenschmalz und Schmeer aus der Nase viele Zentner, und dessen Barthaare viele Fuder Heu betragen [25]).

6. Lied: wie das Bürgersche von der Lenore: worin 'Der Mond scheint helle die Todten reiten schnelle' vorkommt [26])."

Epos nach meiner Art den Kennenden vorzulegen" (Schriften der Goethe-Gesellschaft, XIII, 188 = W. A., IV, XIII, 208); vgl. weiter H. Düntzers Bemerkungen in der Zeitschr. dt. Philol. XXXI, 552 f. und im Euphorion VII, 515, 519. Zum Margites im allgemeinen s. Pauly-Wissowas Real-Encyclopädie, VIII, 2152-2160 und XIV, 1705-1708. Die Antwort Schlegels ist nicht bekannt.

[23]) Der Gedanke kehrt wieder in Goethes Nachlaß (Maximen und Reflexionen: Literatur und Leben): „Eulenspiegel: alle Hauptspäße des Buches beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt" (bei Loeper Nr. 613, bei Hecker Nr. 1045). Vgl. Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, Nr. 605: „Also sein vil Menschen, die thun mit Fleiß, was man sie heißt und wie man sie heißt. Das sol nit alwegen sein, man sol ein Ding thun nach der Meinung und dem Willen des Gebieters. Der verirten und seltzamen Historien findestu in dem Ulenspiegel, der thet, was man in hieß" (herausgegeben von Joh. Bolte, 1924f., I, 339), weiter Christ. Lehmann, Florilegium politicum, 1630, vo. Red, Nr. 115, vo. Zusag Nr. 43 (Florilegium politicum auctum, 1640, 669 und 946).

g.BI289

[24]) Der Riese, der einen Menschen wittert, kommt in den Kinder- und Hausmärchen nicht vor, und der Menschenfresser mit dieser Begabung, der 1812 in der Nr. 59 (Prinz Schwan) eine allerdings kleine Rolle spielte, ist samt dem ganzen Märchen schon in der 2. Aufl. verschwunden; dasselbe Schicksal traf mit dem von ihm erzählenden 82. Märchen der 1. Aufl. den Bären, der schon in dessen Quelle, den Drei Schwestern bei J. K. A. Musäus, Volksmährchen der Deutschen, 1782 f., I, 35, Menschenfleisch gewittert hatte, aber auch den dasselbe treffenden Vogel Phönix (1812, Nr. 75), für den erst 1837 in der 3. Aufl. der Vogel Greif eingetreten ist (Nr. 165), der jeden Christen schmeckt. Von 1812 an bis heutezutage riecht nur der Mond (Nr. 25) Menschenfleisch, 1819 ist der Teufel dazu gekommen (Nr. 29), und seit 1850 haben auch die Hexen „eine feine Witterung, wie die Tiere, und merkens, wenn Menschen herankommen" (Nr. 15). S. Bolte-Polívka, I, 289-292 und A. Wesselski, Der Sinn der Sinne, 1934, 10f.

[25]) Scheint unter dem Einfluß der Schilderungen von Gullivers Aufenthalt in Brobdingnag entstanden zu sein.

[26]) S. den Büchmann [27], 1926, 130 f., weiter Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, 1812, Nr. 73, Anmerkungsband 1822, 47f., 1856, 75f. zu Nr. 46 und Bolte-Polívka, I, 407 f., K. Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn, 1909, 113f. (111), 330f. und Pommersche Volksballaden, herausgegeben vom Pommerschen Volksliederarchiv (1931), 153f., Nr. 97 und 98.

Diesen Bemerkungen kommt im Hinblick auf die große Wahrscheinlichkeit, daß sie Goethe sozusagen aus dem Stegreif, zumindest aber ohne eine langwierige Vorbereitung diktiert hat, die Bedeutung eines Zeugnisses zu, welch hohes Interesse er für die Motive der volkstümlichen Erzählungen hatte, zumal da man annehmen darf, er habe damit den Wunsch kundtun wollen, daß sich Büsching um derlei Märchen oder Märlein kümmere. Büsching hat das nicht getan [27]), wobei allerdings gesagt werden muß, daß es keineswegs sicher ist, daß ihm Goethes Bemerkungen wirklich zugegangen sind; wie dankbar jedoch die Brüder Grimm für eine solche Aufmunterung gewesen wären, wie eifrig sie nach Belegen dieser Motive gefahndet hätten, braucht nicht erst ausgeführt zu werden, und hätte diese Wilhelm in der Weise jener Gruſel-Geschichte bearbeitet, so wäre vielleicht Goethes Freude daran nicht geringer gewesen als die an dem „naturfesten Bauerjungen, der immer von Schaudern (Grieseln) hört und, höchst neugierig, was denn das eigentlich für eine Empfindung sei, die gespensterhaftesten Abenteuer mit realistischer Gemütsruhe besteht und durch eine Reihe der fürchterlichsten Zustände hindurch, bei welchen dem Leser wirklich schaudert, seinen reinen Prosaismus bewährt, einen Toten- und Teufelsspuk als etwas ganz Gemeines behandelt und im höchsten Glück sich nicht beruhigen kann, daß ihm eine solche Erfahrung nicht hat werden wollen, bis er endlich durch einen absurden Weiberspaß belehrt wird, was denn eigentlich Schaudern sei."

Man erkennt, daß Goethe hier das Märlein Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen meint, das seit der 2. Auflage (1819) das 4. Stück der Kinder- und Hausmärchen bildet. Wilhelm hat also wohl das Goethen am 1. August 1816 gegebene Versprechen erfüllt, diese neue Auflage nachzuliefern; nicht so sicher dürfen wir sein, daß er ihm auch den 1822 erschienenen Dritten Band mit den Anmerkungen zugesandt hätte, worin er sagt, daß er in die den Grund dieses Märleins bildende mecklenburgische Erzählung Teile aus drei hessischen verarbeitet habe, aus der einen (die 1812 die Nr. 4 gebildet hatte) „das Kegelspiel mit dem Totengebein", aus der zweiten u. a., „daß die Leiche herbeigetragen wird, die der Junge im Bett erwärmen will", aus der dritten, „wo der Junge ein Schneider ist", „den scherzhaften Schluß, daß die Frau Meisterin einen Eimer kalt Wasser über ihn gießt, wie er im Bette liegt" [28]).

---

[27]) Die 2. Ausg. seiner Volks-Sagen von 1820 ist nur eine Titelauflage.

[28]) 1822, 9; 1856, 9; Bolte-Polívka, I, 22-24.

Ursprünglich bestand also keineswegs ein einzelner naturfester Bauerjunge alle gespensterhaften Abenteuer, sondern es waren ihrer vier, und Wilhelm hat diese und andere Motive mit so hoher Erzähltechnik miteinander verquickt und das Ganze in eine so ausgeglichene und dem allgemein Volkstümlichen so angeglichene Sprache übertragen, daß man nicht merkt, wo die eine hessische Geschichte mit der andern hessischen und beide oder alle drei mit der mecklenburgischen zusammenstoßen. So begreifen wir denn, daß Goethe fortfährt: „Der Gegensatz von Äußerem und Innerem, von Einbildungskraft und Derbheit, von unverwüstlichem, gesundem Sinn gegen alle Ansprüche der Phantasie kann nicht besser dargestellt werden. Ja, daß er" (der naturfeste Bauerjunge) „zuletzt nur auf eine ganz reale Weise zu beruhigen ist, finden wir meisterhaft erfunden, und so platt die Auflösung scheinen mag, getrauen wir uns doch, sie als höchst geistreich anzurühmen."

Diese und die andern Sätze, die Goethe am Weihnachtstage 1827, nach der Lektüre einer in der Foreign Quarterly Review erschienenen Abhandlung von Walter Scott über E. T. A. Hoffmann, niedergeschrieben hat, sind den Brüdern Grimm erst bekannt geworden, als sie, von Eckermann redigiert, aus Goethes Nachlaß 1833 in der Gesamtausgabe letzter Hand herauskamen. Jacob, der erklärte Gegner jedes Verschmelzens mehrerer Fassungen, hat sich wohl damit abgefunden; vielleicht hat er sich auch erinnert, was er, noch vor dem Erscheinen des ersten Bandes der ersten Auflage der Kinder- und Hausmärchen, als er, so wie sein Bruder, nur die eine hessische Fassung des Griesel-Märleins kannte, an Arnim geschrieben hatte: „. . . ich bin . . . fest überzeugt, daß alle Märchen unserer Sammlung ohne Ausnahme, mit allen ihren Umständen schon vor Jahrhunderten erzählt worden sind. Nur nach und nach ist manches Schöne ausgelassen worden" [29]). Wilhelm aber hat sicherlich in diesem hohen Lobe eine Aufmunterung gesehen, die Märchen weiter durch zufällig aufgelesene Züge auszuschmücken und zu bereichern und den Volksmund nur allzu oft in einer „geläuterten Schriftsprache" reden zu lassen, die bei all der gewollten Schlichtheit von Auflage zu Auflage immer mehr den Anforderungen literarischer Darstellungskunst nachkam und die mundartlichen Verschiedenheiten verwischte. Dabei hätte er sich übrigens auch für die Vergangenheit auf Goethe berufen können, der in seiner Besprechung des ersten

[29]) Steig, 1904, 237.

Bandes von Des Knaben Wunderhorn in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung im Januar 1806 gesagt hatte: „Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum soll der, der es in letzter Instanz aufgezeichnet, mit andern zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf- oder Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte." Dank diesem letzten Satze hätte Wilhelm nicht erst die Nutzanwendung von dem Liede auf das Märlein zu ziehen brauchen, was natürlich um so zulässiger gewesen wäre, als die nicht an Verse und Reime gebundene Erzählung noch viel leichter und rascher dem Zerflattern unterliegt, als das Lied, nach Görres, dem Zersingen, und er hätte seine Arbeitsweise unter den Schutz der höchsten deutschen Autorität stellen können. Das durfte er freilich von Jacobs Standpunkte aus, den er angenommen hatte, nicht tun, und so konnte sich eine Übereinstimmung mit Goethen nur dort ergeben, wo er diesen Standpunkt, trotzdem, verließ.

*

Um Arnim klar zu machen, was er unter der Treue verstehe, mit der die mündliche Überlieferung bewahrt werden müsse, hatte Jacob einen merkwürdigen Vergleich gewählt: „Du kannst nichts", schrieb er an ihn, „vollkommen angemessen erzählen, so wenig Du ein Ei ausschlagen kannst, ohne daß nicht Eierweiß an den Schalen kleben bliebe . . . Die rechte Treue wäre mir nach diesem Bild, daß ich den Dotter nicht zerbräche" [30]). Diese negative Umschreibung läßt natürlich mancherlei zu: den Dotter, nämlich das Wesentliche, wird ja wohl jeder vernünftige Mensch, wenn er nicht gerade auf das Entgegengesetzte ausgeht, erhalten, und so hat dies auch Wilhelm bei jener Märleinverquickung mit der mecklenburgischen Fassung getan; er hat aber noch einige andere Dotter darunter gerührt, und auf diesen Fall ist Jacobs Erklärung nicht anwendbar. Ansonsten hatte Jacob 1811 in dem Entwurfe, der die Freunde deutscher Poesie und Geschichte auffordern sollte, für den von ihm und seinem Bruder unter Mitwirkung Arnims und Brentanos geplanten „Altdeutschen Sammler" „ganz besonders die Märchen der Ammen und Kinder, die Abendgespräche und Spinnstubengeschichten . . . höchst getreu, buchstabengetreu aufgezeichnet" einzusenden, „sowohl in Rücksicht der

[30]) Steig, 1904, 255.

Treue, als der vortrefflichen Auffassung" kein besseres Beispiel zu nennen gewußt, „als die von dem seligen Runge in der Einsiedlerzeitung gelieferte Erzählung vom Wacholderbaum, plattdeutsch, welche wir unbedingt zum Muster aufstellen und woran man sehen möge, was in unserm Feld zu erwarten ist" [31]). Diese Erzählung „Von den Machandelboom" aber, erschienen im Juli 1808 in Arnims Zeitung für Einsiedler, ist ein ausgesprochenes Kunstmärchen, trotz dem schaurigen Hauptvorwurf vielleicht das schönste deutsche Kunstmärchen, und dies ist sie durch die wundersame Einleitung geworden, die das Hoffen und das Zagen der im Wechsel der Jahreszeiten werdenden Mutter und das gleichsam von der ganzen kleinen Natur ringsum betreute Werden des Kindes bis zu dem Ende schildert, das für die Mutter den Tod, für das Kind den Anfang bedeutet. Wenn Runge hier treu war, so war er es sich selber und seinem Dichtergemüt, nicht aber einem sogenannten Volksmund.

Der Verfasser dieser Abhandlung hat in einem Aufsatze, „Die Vermittlung des Volkes zwischen den Literaturen" [32]), zum Schlusse geschrieben: „Literatur wird volkstümliches Erzählgut, und volkstümliches Erzählgut wird Literatur, und das geht weiter, bis die Literatur etwas hervorgebracht hat, das in seiner Wahrhaftigkeit und Erhabenheit dem Volke so viel ehrfürchtige Scheu einflößt, daß es sich niemand mehr anzutasten getraut, und das ist vielleicht das wesentlichste Kriterium, an dem man den motivischen Kunstwert der erzählenden Dichtung abschätzen kann"; Runges Dichtung kann als Beleg für diese Behauptung dienen: weder Wilhelm Grimm, der die volkstümlichen Fassungen der Kinder- und Hausmärchen bis zum Mai 1856 verfolgte, noch Bolte und Polivka, die diese Tätigkeit, was den Machandelboom betraf, bis zum Herbst 1912 fortsetzten, noch die sammelnden Volkskundler, die sich nicht nur in deutschen Landen nicht versagen, alljährlich Bände und Bände von Volksüberlieferungen herauszubringen, haben irgendetwas zutage gefördert, das schließen ließe, daß das Schönste in diesem Märchen, die es einleitende Erzählung, irgendwo und irgendwann in den Mund irgendeines Volkes übergegangen wäre, ja dieser so unbequemen Erzählung, die Wilhelm Grimm 1819 mit den zum Teil formal unrichtigen Worten „Der Machandelbaum, d. h. der Leben verleihende, verjüngende

[31]) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., XII, 134; Steig, Clemens Brentano und die Brüder Grimm, 1914, 166f.

[32]) Schweiz. Arch. f. Volksk., XXXIV, 177-197.

Baum (iuniperus) ist sichtbar ein guter Geist, seine Früchte erfüllen den Wunsch der Mutter nach einem Kinde" abgetan hat, scheint in Hinsicht ihrer Volkstümlichkeit in den fünf Vierteljahrhunderten, die seit ihrer Aufnahme in das beliebteste und verbreiteste deutsche Volksbuch verstrichen sind, überhaupt nicht gedacht worden zu sein.

*

Den im übrigen keineswegs durchaus korrekten Abdruck des Märchens Von den Machandelboom, das sie Van den Machandel-Boom benannten, begleiteten die Brüder Grimm in dem Anhange, den sie in der ersten Ausgabe ihrer Sammlung jedem Bande beigaben, mit der Bemerkung: „Dieses wunderschöne Märchen ist uns von Runge mitgeteilt worden"; kein Wort davon, daß es vier Jahre vorher in Arnims Zeitung für Einsiedler erschienen war, kein Wort davon, daß das, was sie schon damals an Parallelen zu seinem zweiten Teile erwähnen konnten, so ziemlich mit Sicherheit auf dieser Rungeschen Veröffentlichung von 1808 beruhte. 1822 lautete der Anfang der Anmerkung noch sonderbarer: „Von Runge nach der Volkserzählung aufgeschrieben", womit die volkskundliche Gleichwertigkeit der nun durch eine ihnen von Fr. J. Mone mitgeteilte Erzählung vermehrten volksmündlichen Fassungen mit Runges Dichtung hergestellt war; 1856 blieb das so stehen, nur partizipierte jetzt an der einen Ursprung aus unvordenklichen Zeiten zumindest nicht ausschließenden Textierung auch das südliche Frankreich, wo Wilhelm das Märchen als „einheimisch" bezeichnete. Büsching, der den Brüdern mit dem Abdrucke zuvorgekommen war, hatte natürlich seine Quelle genannt, und so hatte es sich für ihn erübrigt, auch auf den Inhalt der Fußnote einzugehen, die Arnim seinem Abdruck des Machandelbooms beigegeben hatte: „Wir machen mit dieser Erzählung am liebsten den Anfang der aus verschiedenen Gegenden erhaltenen, teils ihrer eigentümlichen Wunderbarkeit und Häuslichkeit wegen, teils auch, um in Goethes neuem Faust (letzte Scene) einige in Clärchen [33]) wiedererweckten alte Verse zu kommentieren" [34]). Die Grimm

[33]) Druckfehler für Gretchen (wohl in Erinnerung an Egmont).

[34]) Siehe K. Schulte-Kemminghausen, Die niederdeutschen Märchen der Brüder Grimm, 1932, 83; vgl. in den „Anmerkungen zum Märchenbuch", die Arnim Ende 1812 an die Brüder gesandt hat, folgende Stelle: „Selbst der Machandelboom war mir wegen einer gewissen darin wohnenden Grausamkeit nicht ganz recht, aber die Berührung mit Goethe auf der einen, mit der nordischen Romanze, die ich damals von Wilhelm übersetzt erhielt" (1811 gedruckt in den Altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm

aber wußten sich auf eine bequeme Weise zu helfen: sie bemerkten schlicht und einfach: „In einer Stelle von Goethes Faust S. 225, wozu unser Märchen den Kommentar liefert, und die der Dichter unstreitig aus altem Hörensagen aufnahm, lautet es so . . .", und nun ließen sie Gretchens letztes Lied folgen. 1882 ist aus dem „Kommentar" eine „Erläuterung" geworden, und 1856 hat dann das „lautet es so", das nur bedeuten konnte: „lautet das Märchen so", den Worten „heißt es" weichen müssen. Da ergibt sich nun die Frage, ob die Brüder berechtigt waren, Gretchens Lied auf demselben Fuße zu behandeln wie die unmittelbar auf den Abdruck des Machandelbooms in der Einsiedlerzeitung zurückgehenden, also ganz jungen Fassungen, ja es sogar hinter diesen, also höchstens als gleichwertig mit ihnen zu erwähnen. Hätten die Brüder damals auf eine solche Frage zu antworten gehabt, so würden sie wohl gesagt haben, Goethe habe leider, zum Unterschiede von ihren Gewährsleuten, nur das Lied, also nur einen Teil der Volksüberlieferung, die ihm vorgelegen haben müsse, wiedergegeben; mit dieser Vermutung aber dürfen wir uns nicht abfinden, sondern wir haben zu untersuchen, ob ansonsten das Vorgehen der Brüder zu rechtfertigen ist.

Da haben wir vor allem festzustellen: die Brüder haben leider nicht zur Kenntnis genommen, daß das Lied, das Gretchen, die Mörderin ihres Kindes, singt, selbstverständlich einem Kinde das Wort gibt, das, ebenso wie das ihrige, von der eigenen Mutter umgebracht worden ist; bei Rungen aber ist das Kind von seiner Stiefmutter getötet worden. Man braucht nicht an das Sneewittchen zu erinnern, dem bei den Grimm von 1812 bis 1819, genau so wie in ihrer Vorlage, die in der Handschrift Jacobs erhalten ist[35]), die eigene Mutter mit Mordanschlägen nachstellt, die sich ebenso wie im Machandelboom ein Kind gewünscht hat, so weiß wie der Schnee und so rot wie ihr Blut, um zu erkennen, daß das Lied ursprünglich einem von seiner

---

Carl Grimm, 84: Mariboe's Quelle), „und mit dem Eid in Hinsicht des Aufrichtens toter Leiber" (auf der andern Seite) „bestimmte den Abdruck" (Steig, 1904, 262). Aber die Ursachen, daß die Grimm einen schlechtern Text abgedruckt haben, s. Steig im Arch. f. d. Studium d. neueren Sprachen, CVII, 283 f., Herm. Hamann, Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen, 1906, 60f., Bolte-Polívka, I, 412f. und Schulte-Kemminghausen, 10f.

[35]) Märchen der Brüder Grimm. Urfassung nach der Originalhandschrift der Abtei Olenberg im Elsaß. Herausgegeben von Josef Lefftz, 1927, 120f.; vgl. weiter Kurt Schmidt, Die Entwicklung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, 1932, 184f.

†) Bromyard, D. 12, 36 Hinard Romanc. II 244 ~~Bromyard D 12, 36~~
Grimm, Altdän. Heldenl. 493f.

leiblichen Mutter, nicht einem von der Stiefmutter ermordeten Kinde in den noch von dem letzten Schrei offen gebliebenen Mund gelegt worden ist. Übrigens ist es auch in der dem Drucke nach ältesten Version, die wir von dem Liede kennen, einer englischen, von der freilich nur die ersten zwei Verse erhalten sind, die leibliche Mutter, von der die Seele des Kindes, nicht ohne das alte Kosewort zu verwenden, in Vogelgestalt dem Vater zuzwitschert:

Pew wew, pew wew,
My minny me slew. . .

Wie man sieht, hätten die Brüder Grimm nicht einmal 1812, wo ihnen schon diese Verse durch Leydens 1801 erschienenen Complaint of Scotland bekannt waren, sagen dürfen, ihr, d. h. Runges Märchen liefere den Kommentar zu Gretchens Lied, und noch weniger hätten sie das späterhin wiederholen dürfen: sie hätten, wenn auch vielleicht nicht schon beim ersten Anblick, aber doch mit der Zeit erkennen müssen, daß das Lied Gretchens eine ganz andere Geschichte voraussetzt, gleichgültig, ob sie der Wirklichkeit oder der Phantasie eines Dichters, eines volkstümlichen Dichters entstammt, als sie das Märchen von dem Machandelboom erzählt, das das ermordete Kind von der Mutter singen läßt, obwohl die Stiefmutter gemeint ist. Man erkennt also, daß die Brüder unrecht getan haben, Gretchens Lied aus dem Machandelboom erläutern zu wollen, der entweder an eine jüngere Überlieferung anknüpft oder die alte verbessern will.

*

Zum Glücke für sie, möchten wir sagen, haben die Brüder Grimm keine Kenntnis von dem Briefe gehabt, in dem Brentano 1806, augenscheinlich im Februar, am Arnim berichtete [36]), Runge habe an Johann Georg Zimmer, den Verleger des Wunderhorns, zwei plattdeutsche Märchen (Von den Fischer un syne Fru und Von den Machandelboom) geschickt, „die er so aufgefaßt, wie er sie in seiner Jugend gehört" [37]), und fortfuhr: „Es ist wahr, er hat sie vortrefflich

[36]) Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano, 1894, 161.

[37]) Hier irrt Brentano; in Runges Brief an Zimmer, der die Handschriften der zwei Märchen begleitete, heißt es: „Ich sende Ihnen hierbei zwei plattdeutsche Döhnchen, wie sie die Kinderfrauen wohl erzählen, man findet sie selten so vollständig, und ich habe mich bemüht, sie so aufzuschreiben, wie sie sich anhören . . . Ich glaube, wenn jemand es übernähme, dergleichen recht zu sammeln, und hätte das Zeug, um das Eigentliche zu packen, daß es schon der Mühe verlohnen würde" (Hinterlassene Schriften von Phil. Otto Runge, Mahler, 1840f., I, 64;

erzählt. Aber leider habe ich in meiner Jugend dieselben von der nämlichen schwäbischen achtzigjährigen Amme, die mir die Schlangenköchin sang, hochdeutsch gehört, und Sophie hat sie in Altenburg gehört. Der Unterschied ist, daß in meinem Exemplar eine goldene Kette an einen (sic!) Vater und ein Paar rote Schuhe an die Tochter, in seinem aber ein Paar Hosen und ein Weck verschenkt werden."

Zum Glücke für uns ist es nicht unsere Aufgabe, uns eine Vorstellung zu machen und sie unsern Lesern weiterzugeben, was die Brüder Grimm angestellt hätten, wäre ihnen diese Möglichkeit geboten gewesen, das Alter der Überlieferung, auf der der Machandelboom in seinem zweiten Teile beruht, nicht unerheblich hinaufzusetzen; wohl aber liegt es uns ob, dieses ihnen unbekannt gebliebene Tatsächliche, das bisher von niemand, der sich mit dem Märchen oder mit Gretchens Lied beschäftigte, beachtet worden ist[38]), in das richtige Licht zu setzen.

Allem Anschein nach hat Runge, an den sich Arnim auch dieserhalb gewandt haben mochte, eingewilligt, in diesen nebensächlichen Dingen seine Erzählung mit der Fassung, die Brentano kannte, in Einklang zu bringen, also den Schneider und den Bäcker, den seine Hosen und sein Weck erforderten, zusammen mit diesen zugunsten des Goldschmieds mit der goldenen Kette und des Schusters mit den roten Schuhen fahren zu lassen; jedenfalls stimmt hier die Darstellung, wie sie Arnim und dann Büsching abdruckten, später aber auch die der Brüder Grimm durchaus zu der, die Clemens Brentano von der alten Amme gehört hat, und so konnte Brentano im Januar oder Februar 1813, nachdem er sich, in Prag, die soeben erschienenen Kinder- und Hausmärchen gekauft hatte, in einem Briefe, der übrigens Arnim, dem er zugedacht war, nicht erreichen sollte, dem nun schon vor mehr als zwei Jahren verstorbenen Runge hohes Lob spenden, allerdings auf Kosten der Grimm: „Ich finde die Erzählung" (in den Kinder- und Hausmärchen) „aus Treue äußerst liederlich und versudelt und in manchen dadurch sehr langweilig, wenngleich die Ge-

---

s. Hamann, 59). Keine drei Wochen vorher hatte Runge seinem Bruder Gustav geschrieben: „ich will dir . . . gelegentlich zwei Löögschen schicken, die ganz außerordentlich schön und komplet sind, wenn ich nur Zeit finde, sie aufzuschreiben" (Hinterlassene Schriften, I, 62; s. Hamann, 58 und Schulte-Kemminghausen, 1).

[38]) Bei Bolte-Polívka, I, 414 ist es zwar erwähnt, in einer Weise jedoch, die dartut, daß ihm keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

schichten sehr kurz sind. Warum die Sachen nicht so gut erzählen, als die Runge'schen erzählt sind? Sie sind in ihrer Gattung vollkommen" [39]).

In den andern Dingen also und damit auch in dem, was uns hier die Hauptsache ist, scheint die Erzählung jener alten Schwäbin mit der von Rungen an Zimmer eingeschickten übereingestimmt zu haben. Nun hätte wohl auch dieses Frauenzimmer, so robust auch ihr Gemüt gewesen sein mag, das Lied von der Großmutter Schlangenköchin (Wunderhorn, I, 19), das Bode „unheimlich großartig" nennt, keinem Kinde vorgesungen, und als gänzlich ausgeschlossen kann gelten, das sie eine Geschichte, die der von dem Machandelboom auch in der Beziehung ähnelte, daß das Knäblein von seiner Stiefmutter umgebracht wurde, einem Kinde erzählt hätte, dessen richtige Mutter die Stiefmutter seiner vier ältern Geschwister war. Diese Umstände bezeugen, daß Clemens mit den Worten „in meiner Jugend" keineswegs seine Kindheit, sondern höchstens seine Jünglingsjahre gemeint haben kann, und daraus ergibt sich der Schluß, daß es, wenn ihn nicht gerade in diesem wesentlichen Teil der Geschichte das Gedächtnis, das Unwesentliches so genau bewahrte, im Stich gelassen hat, gegen Ende des Jahrhunderts in Mitteldeutschland, wahrscheinlich auch in seiner Heimatstadt Frankfurt eine Überlieferung gegeben hat, die den Mord des Kindes nicht mehr der leiblichen Mutter, sondern einer Stiefmutter zugeschrieben hat.

*

Bisher sind wir an einer Tatsache vorbeigegangen, die zwar dem engsten Weimarer Kreise um Goethe und wohl auch diesem oder jenem seiner sonstigen nähern Freunde, wahrscheinlich aber weder Achim, noch Brentano und sicherlich nicht den Brüdern Grimm bekannt war und auch der Nachwelt erst mehr als ein halbes Säkulum nach Goethes Tode durch einen unverhofften Fund zur Kenntnis gelangt ist: das ist die Existenz des von seinem Entdecker Erich Schmidt so genannten Urfaust, der auch schon das im Fragment noch nicht veröffentlichte Gretchenlied in demselben Wortlaut wie in der Buchausgabe enthielt. Auch wenn wir annehmen wollten, dieses habe Goethe sozusagen in letzter Stunde eingeschoben, so ergibt sich doch mit Notwendigkeit, daß ihm die Vorlage dazu - wenn er, was ja noch immer nicht unbestreitbar ist, eine solche gehabt hat -, spätestens im Jahre 1775, zwei Jahre also vor Runges Geburt, drei Jahre vor der

[39]) Steig, 1894, 309, 1914, 192.

MUSEUM FÜR VOLKSKUNDE BIBLIOTHEK WIEN

Geburt Brentanos bekannt gewesen ist. Mit dieser Feststellung ist nun auch die letzte, nach dem bisher Ausgeführten sowieso nur scheinbar vorhanden gewesene Möglichkeit geschwunden, die Fassung des Machandelbooms, die Runge Ende 1805 oder Anfang 1806 hat kennen lernen, unter Berufung auf eine gewisse Übereinstimmung mit der von Brentano keine zehn Jahre vorher gehörten wenigstens äußerlich, nämlich der Zeit nach, vor die Überlieferung zu stellen, auf die Gretchens Kerkerlied zurückgeht oder die mit diesem Liede anhebt, das eine leibliche Mutter, die ihr Kind umgebracht hat, in aufrichtiger Zerknirschung und schwerem Todesbangen einem Kinde nachsingt, das von seiner leiblichen Mutter umgebracht worden ist.

Die Wiederholung, die in diesen letzten Worten liegt, entspringt nicht dem Brauche, der in der Epik im Schwange ist, sondern gründet sich auf den Umstand, daß die Meinung, die es hier zu widerlegen galt, nur durch ihre fortwährende Wiederholung sozusagen Gemeingut sowohl der Märchenforschung, als auch der Wissenschaft um Goethe geworden ist und daß, bis in die jüngste Zeit, jeder Versuch, jede Anstrengung, sie zu stützen, des Beifalls der Hochmögenden auf dem einen wie auf dem andern Gebiete sicher sein durfte.

1892 hat Reinhold Steig die Behauptung aufgestellt[40]): „Das Märchen von dem Machandelboom kannte Goethe bereits in seiner Jugend. Er entnahm daraus in einem Briefe an Sophie Laroche (1774) zur Bezeichnung des Unerwarteten die Worte: „wie jener Mühlstein, der vom Himmel fiel", worauf natürlich wiederholt wurde, daß er demselben Märchen die Motive zu Gretchens Lied im Kerker entliehen habe. Zu dem Mühlstein aber, der vom Himmel fiel, ist bisher überhaupt noch keine Parallele bekannt geworden, und in Runges Märchen ist es der Vogel, der ihn, den er als Kragen um den Hals trägt, von dem Dache, auf dem er sitzt, fallen läßt. Richtig hat andererseits Steig die Worte von jenem Mühlstein als Gleichnis für etwas Unerwartetes aufgefaßt[41]); von „unerwartet" aber kann in Bezug auf das Märchen kaum gesprochen werden, wo die Mörderin ihres Stiefkindes, der „de Har to Barge stunden as Führs Flammen", sagt: „My is, us sull de Welt unner gan, ik will ok herut, op my lichter warden sull."

Das hat denn auch Erich Schmidt empfunden: in seinem Kom-

[40]) Goethe und die Brüder Grimm, 117.

[41]) Die Stelle in dem Briefe lautet: „Auch hier die andern Dinge: vielleicht wundern Sie sich die Farce gedruckt zu sehen und also - wie jener Mühlstein . . ." Die Farce ist natürlich Götter, Helden und Wieland.

mentar zum Faust[42]) streicht er bei dem von ihm übernommenen Zitat der Stelle aus Goethes Brief an Clemens Brentanos Großmutter Steigs Worte „zur Bezeichnung des Unerwarteten", ändert aber dafür die Einleitung Steigs so um: „Goethe kannte das Märchen von Kind auf", ohne diese nicht ganz belanglose Zurückdatierung irgendwie zu rechtfertigen. Und die Fortsetzung dieses Satzes, dessen Subjekt Goethe ist, lautet: „und zitiert nicht aus eigener Erfindung die bei Runge fehlenden, doch z. B. im Provençalischen (Ma mairastro piqua-pastro . . . Mon paire li lourraire) überlieferten Schimpfwörter." Also: mit dem Worte „die Hur'" hätte Goethe „piqua-pastro", mit dem Worte „der Schelm" „li lourraire" oder ähnliche Schimpfwörter „zitiert"! Woher Schmidt zu der Kenntnis dieses provençalischen Märleins oder Liedes gekommen ist, wird wohl unerfindlich bleiben; die paar Wörter, die er anführt, stimmen ja so halbwegs mit solchen in einem Liede, das Wilhelm Grimm in dem Anmerkungsbande von 1856, 78 mitgeteilt hat, aber dieses Lied stammt aus Languedoc. Überdies wird in dem von Wilhelm als Quelle zitierten Feuilleton der Nr. 146 des Journals Le Globe vom 12. Juli 1830[43]), dessen Verfasser C. S. von der Meinung ausgegangen ist, die Verse beruhten auf dem Gretchenliede (in Wirklichkeit gehen sie auf die in dem Machandelboom zurück), ausdrücklich festgestellt, daß das Piquo pastrŏ, das dort hinter den Ma Maïrāstrŏ steht, keinerlei Sinn hat: das Wort bei Goethe, das es ersetze, würde in jener Gegend kein Mensch in den Mund nehmen, und eben deswegen habe der Verfasser des Liedes dieses sinnlose Wort gewählt; Lou laouraire weiter, das dem Moun paīre folgt, ist erst recht kein Schimpfwort, sondern bedeutet Le laboureur. Auch in der wirklich provençalischen Version, die F. Mistral nach der Erzählung eines Gemeindevorstehers mitgeteilt hat, finden sich keinerlei Schimpfwörter, und ebenso wenig erwähnen Bolte und Polívka irgendein solches aus irgendeinem Winkel der Welt[44]). Obwohl aber Schmidt, wenn dieses Piquo pastrŏ, das er für provençalisch hält, wirklich dasselbe bedeuten würde wie Hure, festzustellen gehabt hätte, daß Goethes Lied auch in den provençalischen Volksmund übergegangen sei, hat er doch auch mit der gegenteiligen Auffassung einiges Glück gehabt;

[42]) Cottasche Jubiläumsausg., XIII, 343.

[43]) Mitgeteilt in Reinhold Köhlers Kleineren Schriften, 1898 f., I, 121 f.

[44]) Ganz vereinzelt heißt es in einer tirolischen Fassung: „Zwie zwei, meine Mutter ist a znicht's Weib" und in einer schottischen: „My wicked mother slew me."

noch 1936 sagt G. Witkowski in seiner Ausgabe des Fausts (II, 285): „Die Fassung Goethes steht der Runge-Grimmschen etwas ferner als einzelnen romanischen Formen des weitverbreiteten Liedes" und beruft sich dabei auf dieselben Nachweise Boltes und Polivkas, die wir als Beleg für das Gegenteil angezogen haben!

Bolte und Polivka selber haben freilich diese Behauptung Schmidts nicht zur Kenntnis genommen; widerspruchslos aber haben sie die andere hingenommen, daß Goethe „das" Märchen „von Kind auf" gekannt habe, und auch den Beleg dafür, „jenen Mühlstein, der vom Himmel fiel" haben sie übernommen. Noch radikaler freilich ist Eugen Wolff vorgegangen, der Gretchens Kerkerlied so erläutert hat[45]): „Da dämmert in ihrem zerstörten Geist das Märchen von der bösen Stiefmutter auf, die auch das Kind tötete . . . und die Seele des Kindes flog als Vogel auf und warf einen Mühlstein vom Himmel - das Märchen vom Wacholderbaum."

*

Diese in groben Strichen gezeichnete Geschichte der wissenschaftlichen Auffassung des letzten Gretchenliedes[46]) - eine gegenteilige ist uns unbekannt geblieben - läßt deutlich den Einfluß erkennen, den die Theorien der Brüder Grimm und vor allem Jacobs auf die Wissenschaft von der Volkspoesie, ob diese nun den Vers benützt oder auf ihn verzichtet, bis in die letzten Jahrzehnte geübt haben und nun durch die sogenannte Finnische Schule üben, deren Vertreter die Möglichkeit der Einwirkung eines Einzelnen auf den Volksmund auch dort, wo sie dazu gezwungen sind, nur widerwillig und mit allerlei Einschränkungen zugeben. Goethe selbstverständlich hat die romantisch-mystischen Lehren der Grimm stets verworfen, und er hätte wohl auch für die ebenso mystischen ihrer Nachfolger nur ein Achselzucken übrig gehabt; dies zeigt vielleicht am besten sein Aufsatz Geistes-Epochen[47]). Leider hat der diesem Titel beigefügte Vermerk „nach Hermanns neuesten Mitteilungen" den Anschein erwecken müssen, Goethe gebe, berichtend, fremde Gedanken wieder, und so hat dieser

[45]) Der junge Goethe, 668.

[46]) Vgl. weiter W. Wackernagel, Kleinere Schriften, 1872 f., III, 241, n. 3 (1860), W. Hertz, Deutsche Sage im Elsaß, 1872, 108 f., E. Hoffmann-Krayer im Goethe-Jahrbuch, XXV (1904), 213, J. A. Macculloch, The Childhood of Fiction, 1905, 296, Fr. von der Leyen, Das Märchen, 1911, 13, [3], 1925, 18, Macl. Yearsley, The Folkore of the Fairy-Tale, 1924, 47, Fr. Panzer in John Meiers Deutscher Volkskunde, 1926, 234.

[47]) 3. Heft des I. Bandes von Kunst und Altertum, 1817.

Aufsatz bis heute noch nicht die Aufmerksamkeit gefunden, die er als ein Bekenntnis - und das ist er - verdient hätte. Den Darlegungen des Leipziger Philologen, erschienen in seiner De Mythologia Graecorum antiquissima dissertatio, 1817 und in den Briefen über Homer und Hesiodus von Gottfried Hermann und Friedrich Creuzer, 1818 (vordatiert; Creuzers Vorrede trägt das Datum vom 1. Juli 1817), hat Goethe der Hauptsache nach nur den Gedanken der Einteilung der Entwicklung in Epochen entnommen; während aber Hermann dabei nur das griechische Volk und dessen Mythologie im Auge hatte, umfaßte Goethe mit seinem Blicke die Welt, und den drei Perioden der griechischen Mythologie, die Hermann nach den „Philosophemen" abgrenzte, „welche dem Volksglauben, den Priesterdogmen und den Darstellungen der exoterischen Schriftsteller zugrunde liegen" [48]), stellte er fünf Welt-Epochen gegenüber:

1. Uranfänge: „Indes die Autochthonen-Menge staunend ängstlich umherblickt, kümmerlich das unentbehrlichste Bedürfnis zu befriedigen, schaut ein begünstigter Geist in die großen Welterscheinungen hinein, bemerkt, was sich ereignet, und spricht das Vorhandene ahnungsvoll aus, als wenn es entstünde."

2. Poesie: „Die Welt wird heiterer . . . Eine frische gesunde Sinnlichkeit . . . verleiht dem alten Namen neue Gestalt, anthropomorphosiert, personifiziert das Leblose wie das Abgestorbene . . . So lebt und webt der Volksglaube . . . Das Reich der Poesie blüht auf, und nur der ist Poet, der den Volksglauben besitzt oder sich ihn anzueignen weiß."

3. Theologie und 4. Philosophie: Der Mensch beginnt in das Geheimnis zurückzustreben, die Poesie schafft Halbgötter, die Theologie Dämonen, und diese ordnet sie so lange einen dem andern un-

[48]) Briefe über Homer, 65f. - Einzelne Anklänge lassen sich natürlich feststellen: so entspricht beispielweise die „Wüste Leerheit" in dem 1. Absatz Goethes dem Hermannschen „vastum inane" (Dissertatio in dem Abdruck von G. Hermanns Opuscula, II, 1827, 173), die „Betrachtung, Philosophie, Benamsung und Poesie in der Natur" geht zurück auf Hermanns Annahme von Dichtern vor Homer und Hesiod (ebendort, 170f., Briefe, 14f.), das „staunend ängstlich" erinnert an die „staunende Unwissenheit" (Briefe, 71), der „frischen, gesunden", aber auch „freien, tüchtigen, ernsten, edlen Sinnlichkeit" des 2. Absatzes entspricht bei Hermann „das sinnliche Volk" (Briefe, 20) usw.; vielleicht ist übrigens Goethe für die von der Theologie erzeugten Dämonen im 3. Absatz von Creuzers „priesterlichem Dämonenwesen" (Briefe, 138) angeregt worden. Eine erschöpfende Darstellung dieser übrigens für uns nebensächlichen Zusammenhänge kann hier natürlich nicht gegeben werden.

ter, bis sie allesamt von Einem Gotte abhängig gedacht werden. Diese Epoche der Vernunft „muß, weil sie . . . zu ihrem Behuf den Volksglauben zustutzt, ohne Poesie zu sein, weil sie das Wunderbarste ausspricht und ihm objektive Gültigkeit zuschreibt, endlich dem Verstand verdächtig werden." Dieser, der in seiner größten Energie und Reinheit die Uranfänge verehrt, sich an dem poetischen Volksglauben erfreut und auch den Priesterglauben nicht verwirft, strebt nach Klarheit und will das Besondere in die Allgemeinheit, das der Menschheit überhaupt Zuständige führen. Diese vierte Epoche „genügt mehr dem einzelnen wohlbegabten Menschen als ganzen Völkern."

5. Prosa. Die letzte Epoche „zieht das Älteste in die Gestalt des gemeinen Tages" und zerstört so „Urgefühle, Volks- und Priesterglauben, ja den Glauben des Verstandes . . . Das Menschenbedürfnis, durch Weltschicksale aufgeregt, überspringt rückwärts die verständige Leitung, vermischt Priester-, Volks- und Urglauben, klammert sich bald da, bald dort an Überlieferungen, versenkt sich in Geheimnisse, setzt Märchen an die Stelle der Poesie und erhebt sie zu Glaubensartikeln. Anstatt verständig zu belehren und ruhig einzuwirken, streut man willkürlich Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunkt, auf den hingeschaut werde, ist mehr gegeben, jeder einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und gibt seine vollkommene Torheit für ein vollendetes Ganze[49])."

---

[49]) Erich Franz, bisher anscheinend der einzige, der sich mit den Geistes-Epochen befaßt hat (Goethe als religiöser Denker, 1932, 176f.), ist im Unrecht mit der Behauptung, daß in den mythologischen Debatten zwischen Creuzer und Hermann „insbesondere des letztern Ansicht von dem Umschlagen des Volksglaubens in die Aufklärung" Goethe zu dieser Skizze angeregt hätte; Hermann hat nur gesagt, daß die nur philosophische und allegorische Betrachtung der Mythen schließlich zu einer Aufhebung des Dogmas und des religiösen Glaubens hätte führen müssen, „geradeso wie bei uns der zunehmende Rationalismus dieselbe Folge haben muß" (Briefe, 82), weshalb nichts übrig geblieben sei, „als Dogma und Sakrament . . . durch Pantheismus zu vereinigen, der wieder nur durch Monotheismus Zusammenhang und Festigkeit hat", und außer dieser hypothetischen Bemerkung mitten in der geschichtlichen Darstellung seiner zweiten Periode, die sich mit den Geheimlehren der Priester, nicht mehr aber mit dem Volksglauben befaßt, ist weder von Rationalismus, noch von Aufklärung die Rede, nicht einmal in seiner dritten Periode, in der die Dichter und die Philosophen maßgebend sind. Andererseits ist Franzens zweite Behauptung, in Goethes letzter, chaotischer Epoche „erkenne man deutlich eine ironische Charakteristik der frömmelnden Romantik", wohl nur mit der Einschränkung richtig, daß weniger die Frömmelei, als die Zerfahrenheit gemeint ist, und von einer Ironie in der Charakteristik läßt sich nicht einmal undeutlich eine Spur ersehen.

Indem Goethe solche Sätze hinschrieb, hat er selbstverständlich keineswegs die Absicht verfolgt, eine Theorie über die Rolle der Einzelnen in dem Volks- und dem Weltgeschehen zu geben; unwillkürlich aber hat er diese Einzelnen in die wüste Leerheit des Anfangs und in das Tohuwabohu des Endes gestellt: an das Ende, in die Zeit der Weltschicksale, in die Zeit nach der Revolution und dem Umsturz die Toren, die sich zu Lehrern und Führern aufgeworfen haben, an den Anbeginn der Kultur den begünstigten Geist, der das Vorhandene so erkennt, als wäre es vor seinen Augen entstanden. Zu diesem Probleme des Verhältnisses zwischen dem Einzelnen und dem Volke hat er sich ja auch sonst des öftern geäußert, wenn sich die Gelegenheit ergab, und diese verstreuten Äußerungen stimmen in den als ihre Grundlagen zu erschließenden Gedanken durchaus zu dem Bekenntnis, in dem er das Problem, die Gelegenheit vielleicht weniger beim Schopfe packend, als sie bei den Locken herbeiziehend, nach beiden Seiten abgegrenzt hat. Geradeso aber, wie seine mehr oder weniger zufälligen Bemerkungen zu der Zeit der beginnenden Verbreitung und immer allgemeiner werdenden Billigung der mystischen Auffassung von dem Volke, wie sie die Brüder Grimm predigten, keine Entgegnung fanden, so wurde auch ihr endlicher theoretischer Unterbau durch eine neue Lehre der Menschheitsentwicklung mit einem Schweigen aufgenommen, das tödlich wirken sollte[50]), und daran änderte sich auch dann nichts, als die Grimmschen Theorien, die ja nie richtig und förmlich begraben worden waren, in Finnland ihre Urständ begehen konnten.

*

Vom Altertum bis in die Neuzeit war im Orient und im Abendlande, von dem südlichen Europa bis in den hohen Norden der Glaube im Schwange, Tote könnten wiederkehren, um Angehörige oder andere Menschen nachzuziehen oder ihnen sonst Böses zuzufügen, und dieser Glaube, der seine höchste Geltung in Mitteleuropa im achtzehnten Jahrhundert erreicht hat, ist auch heute, wie es hin und wieder Gerichtsakten und Zeitungsberichte beweisen, just in seiner schauerlichsten Gipfelung, dem Wahne nämlich, der Leichen zu Vampiren werden läßt, noch nicht völlig erloschen: immer noch wird hier und da einmal ein Leichnam aus dem Grabe geholt und ihm ein

[50]) Von Wilhelm Grimm liegt eine briefliche Äußerung über jenes Heft von Kunst und Altertum vor; der Aufsatz aber über die Geistes-Epochen, der doch, um ein Wort Jacobs zu gebrauchen, an ihr Liebstes griff, ist darin überhaupt nicht erwähnt (Steig, 1904, 417).

Pfahl durchs Herz getrieben; immer noch werden gelegentlich einem toten Bösewichte oder einem Selbstmörder vor der Bestattung die Beine gefesselt; noch nicht sehr lang ist es auch her, daß man auch im Herzen Europas noch andere Abwehr- und Vorbeugungsmittel kannte und anwandte. Natürlich ist die Zahl der Bücher, die über besonders krasse Fälle berichteten oder aufklärend wirken wollten, außerordentlich groß; umfangreich aber ist auch die Literatur, die sich bemühte, sowohl den Glauben an Wiedergänger, an Revenants, als auch seine Auswirkungen zu deuten, und in der Tat haben Ethnologie und Volkskunde einiges Licht in diese dunkle Seite des menschlichen Wesens gebracht: immerhin ist manches Wichtige übersehen worden.

1871 hat Edward B. Tylor in seinem bahnbrechenden Buche Primitive Culture nach einer Schilderung einer Reihe von solchen Gebräuchen erwähnt, manche Völker oder Stämme, Buschmänner, Betschuanen, Kimbunda und Odschibwe, pflegten ihre Toten durch eine zu diesem Behufe gemachte Öffnung aus der Hütte zu schaffen, und da hat er ehrlich bekannt: „Their motive is not clear" (II, 24, n.); dabei wußte er natürlich sehr wohl, daß auch hier der Zweck verfolgt wurde, „to prevent the dead from finding the way back", und nur für das Herstellen einer neuen Öffnung konnte er keine Erklärung finden. Ergänzt hat dann diese Nachweise von Maßnahmen, die die Wiedergänger fern halten sollten, fünf Jahre später Felix Liebrecht, aber Tylors freilich unausgesprochene Frage nicht zu beantworten versucht[51]). Julius von Negelein ließ den Brauch der Samojeden, für einen Toten eine eigene Öffnung in ihre Jurte zu machen und sie nachher sorgfältig wieder zuzukleben, den der Priester des Deutschen Ordens Ernst Simon im Jahre 1803 nach einer älteren Quelle besprochen hatte[52]), weiter bestehen und schrieb daher auch dem Satze Simons, die Samojeden dächten, daß die Seele den Rückweg nicht mehr finden werde, Gegenwartsgültigkeit zu[53]), und Wilhelm Wundt meinte 1920, daß man sich dort, wo „die Leiche durch das Fenster entfernt wird, damit der Tote nicht wiederkehre, offenbar vorstellt, daß auch für ihn die Tür die natürliche Eingangspforte sei, die er nicht mehr finden könne, wenn er auf jenem ungewöhnlichen

[51]) Zur Volkskunde, 1879, 372 f.; der Aufsatz ist dort aus dem XXI. Jg. der Germania abgedruckt.

[52]) Geschichte des Glaubens älterer und neuerer nichtchristlicher Völker an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, 268.

[53]) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., XI (1901), 269.

Wege befördert worden ist" [54]). Eine Erklärung für die Herkunft dieser Vorstellung hat nur Heinz Dehmer versucht: Arnkel, der in der Eyrbyggja-Saga hinter dem toten Thorolf die Wand durchbrechen und ihn durch die Öffnung hinausschaffen läßt, um seine Rückkehr zu verhindern, spekuliert dabei „auf die Dummheit des Totendämons", und dasselbe soll wohl für Egil gelten, der mit der Leiche seines Vaters Skallagrim ebenso verfährt [55]).

Älter selbstverständlich als die Entfernung der Leiche durch das Fenster, die schon eine gewisse Hauskultur voraussetzt, ist die durch eine zu diesem Behufe gemachte Öffnung, und da ist wohl das einfachste, diese Öffnung bei dem gewöhnlichen Ausgange, also etwa unter der Tür, unter der Schwelle zu graben. Bemerkenswert ist die große Zahl von Belegen, die Jacob Grimm [56]) für diese Wegschaffung von im eigenen Hause verstorbenen schlechten Kerlen und Selbstmördern und von in einem fremden Hause ob eines dort verübten Verbrechens umgekommenen Missetätern beibringt, der allerdings nach seiner Meinung die Ansicht zugrunde gelegen hätte, die Heiligkeit der Schwelle dürfe nicht entweiht werden [57]). Man erlaube uns, daraus eine Verordnung des um die Mitte des 14. Jahrhunderts niedergeschriebenen Goslarer Stadtrechts mitzuteilen: „Wer sich selbst tötet, den soll man zu der rechten Tür nicht hinausbringen, sondern unter der Schwelle soll man ihn hinausbringen oder aus dem Fenster und ihn auf dem Felde verbrennen." 1555 hat Johannes Mathesius in der in Buchau in Westböhmen für Frau Margarethe von Hassenstein gehaltenen Leichenpredigt „den unsern Vorfahren gebliebenen Brauch" erwähnt, „daß man, ander Leut zur Abschew, die Mißtheter unter der Haußschwelle lest wegkschleppen" [58]), Ähnliches war noch bis zum Beginne des neunzehnten Jahrhunderts in Schwaben üblich: die Leichen der Selbstmörder mußten entweder unter der Hausschwelle durch oder durch eine hinausgeschlagene Riegelwand entfernt werden, „damit der Selbstmörder im Hause nicht geiste" [59]), und in Schweden ist solches noch später geschehen, um den Toten ein Wiederkommen unmöglich zu machen [60]).

[54]) Völkerpsychologie, IV [3], 252 f.; s. auch 246.

[55]) Primitives Erzählungsgut in den Islendinga-Sögur, 1927, 28.

[56]) Deutsche Rechtsaltertümer[4], II, 325f.

[57]) A. a. O., I, 243, II, 325; s. dazu Liebrecht, 414.

[58]) Ausgewählte Werke, I[2], 1908, 31.

[59]) Ant. Birlinger, Aus Schwaben, 1874, I, 322.

[60]) Liebrecht, 373. Die aus dem Speculum historiale von Vinzenz von Beauvais angezogene Stelle, die auf der Historia Mongalorum von Giovanni

Zu diesen Dokumenten halte man nun das wohl jüngste Zeugnis für das Fortleben solcher Bräuche unter Deutschen; Karl Bartsch, der Germanist und Romanist, der jahrelang als Professor in Rostock gewirkt hat, verdankt es der dortigen Lehrerin Amalie Krüger: Bei der Wiederkehr von Verstorbenen gilt das Gesetz, daß sie genötigt sind, auf demselben Wege zu kommen, auf dem die Leiche . . . aus dem Hause geschafft (worden) ist. In den Dörfern Picher, Bresegard usw. hatte man früher an den Haustüren bewegliche Schwellen, die, auf beiden Seiten in die Pfosten eingefügt, sich in die Höhe schieben ließen. Die Leiche ward dann unter der Schwelle durch aus dem Hause getragen und konnte daher über dieselbe nicht zurückkehren" [61]).

In einer etwa um ein halbes Jahrhundert ältern Aufzeichnung, die aus dem lüneburgischen Wendlande stammt, werden gegen den Vampir drei Mittel angegeben: davon interessiert uns nur das letzte, „der Durchgang unter der Schwelle", die, weil beweglich, gehoben werden kann, und dieser Durchgang „bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß Geister und Gespenster da, wo sie hereingeschlüpft sind, auch wieder heraus müssen, also auch die nach dem Tode Wiedererscheinenden nur da wieder hinein können, wo sie hinaus gekommen sind; sind sie nun unter der Schwelle zum Hause hinausgetragen worden, so können sie nicht über die Schwelle wieder zurückkehren" [62]).

Friedrich Helms, der für diese Mitteilung verantwortlich ist, war Archidiaconus in Lüchow, dem Hauptorte des Wendlands, und so ist seinen Angaben zumindest ebenso viel Glaube beizumessen wie den der Rostocker Lehrerin. Goethes Verse haben sie wohl beide gekannt; erinnert aber hat sich ihrer besser der Erzdiakon, der sich bei seiner Deutung dieser Form eines uralten Brauches zum Teile dem Goetheschen Texte anpaßte, an den in der spätern, der mecklenburgischen Darstellung nur das Wort Gesetz anklingt.

Piano Carpini beruht (s. jetzt Contemporaries of Marco Polo, edited by M. Komroff, 1928, 10), geht wohl von der Voraussetzung eines Gottesurteils aus, das für den, der sich seiner hat unterziehen müssen, ungünstig ausgefallen ist, so daß er aus dem Zelte durch ein unterirdisches Loch zur Hinrichtung geschleift wird.

[61]) Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg, 1879f., II, 100, Nr. 358.

[62]) J. G. Th. Grässe, Sagenbuch des Preußischen Staats, 1867 f., II, 924 f., Nr. 1142; als seine Vorlagen nennt Grässe „Helms im Hanöv. Mag. 1831 Nr. 57. 58 u. im Neuen Vaterl. Archiv Bd. XXI. S. 307 usw." Man vergleiche dazu die auf die Polaben bezüglichen Ausführungen Fr. Tetzners im Globus, LXXII, 222.

Daß sich nun Goethe mit dem „großen Motiv" des Vampirs und mit dem über diesen „uraltgeschichtlichen Überlieferten" lange Jahre beschäftigt hat, weiß man aus seiner eigenen Aussage, und daß ihm auch die sicherlich damals noch üblichen Mittel, der Umwandlung eines Leichnams in einen Vampir vorzubeugen, ebenso bekannt waren wie die alten gesetzlichen Vorschriften, denen die Absicht zugrunde lag, verdächtigen Toten die Wiedergängerei unmöglich zu machen, ist als durchaus wahrscheinlich zu betrachten. Nichts läge nun näher als die Annahme, ihm, dem begünstigten Geiste, sei es verstattet gewesen, in diese Dinge hineinzuschauen und sie so verstehen zu lernen, als hätte er ihre Entwicklung vom Anbeginne an bis in seine Zeit beobachtet, wo Theologen lehrten, in solche Leichen führen Teufel, um als Wiedergänger oder Nachzehrer oder Vampire ihr Unwesen zu treiben, und diese Annahme würde zu der weitern Annahme führen, Goethe habe auch schon erkannt, daß das für die Alpe oder Mahren geltende Gesetz aus dem für die Wiedergänger geltenden Gesetze und nur aus diesem zu erklären sei; unterstützen würde diese Annahmen der Umstand, daß Mephistopheles wie ein Wiedergänger über Fausts Schwelle nur durch ein Loch in dem auf diese Schwelle gezeichneten Pentagramma schlüpfen kann, daß ihm aber der Ausgang so wie einer Mahre nur an demselben Orte möglich ist, weshalb die Ratte an der Schwelle nagen und das Loch an der andern Seite des Pentagrammas herstellen muß. Gewiß, möglich wäre die zweite Annahme ebenso wie die erste, ja beiden darf sogar eine große Wahrscheinlichkeit zugebilligt werden; sie aber zu dem Range von Behauptungen oder gar Feststellungen zu erheben, dazu langen die Tatsachen denn doch nicht, obwohl die Schwelle auch sonst in der Volksüberlieferung eine Rolle spielt.

In einer allerdings nicht ganz klaren tirolischen Sage wird ein Gespenst oder ein Geist unschädlich gemacht, indem der von ihm Heimgesuchte Dach und Fach des Hauses niederbricht und nur die Schwelle übrig läßt, so daß der unheimliche Gast verhalten ist, „in der Trümmer" zu bleiben; es ist nämlich „ein Geheimnis der Geisterbanner: Wo und wie ein Geist in ein Haus gekommen ist, da muß er auf die gleiche Weise wieder hinaus, anders kann er nicht" [63]). Wie man

[63]) Joh. Nep. Ritter von Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, 1857, 208f., Nr. 85. In allen wesentlichen Punkten stimmt diese Sage zu der, die Ign. V. Zingerle zwei Jahre vorher in (J. W. Wolfs) Zeitschr. f. dt. Myth. u. Sittenkunde, II, 348f. mitgeteilt hat: diese, in der der Hausgeist nicht nur Gespenst, sondern auch Kobold genannt wird, sagt zum Schlusse, an

sieht, muß sich hier das Gespenst oder der Geist der Form des Gesetzes unterwerfen, die den Alp oder die Mahre zum Ausharren zwingt; zu der andern, die den Wiedergänger zum Fernbleiben zwingt, stimmt eine Schweizer Sage, in der ein Kapuziner ein Gespenst vertreibt, indem er „mit dem Stocke ein Loch unter der Türschwelle durch macht" und das Gespenst mit wiederholter Kraftanstrengung unter der Schwelle hinausjagt: daß er es überdies in ein nahes Tobel bannt, geschieht augenscheinlich nur, um auch andere Häuser zu schützen [64]).

Diesem unter der Schwelle gemachten Loch, das selbstverständlich sofort nach dem Durchgang des Leichnams geschlossen werden muß, entspricht bei Praetorius das gebohrte Loch, das sofort nach dem Durchgang der Mahre geschlossen werden muß. Das hat J. J. Bräuner anscheinend noch verstanden; jedenfalls hat er, wie wir gesehen haben, die Forderung, daß das Loch ein, selbstverständlich zu diesem Behufe, gebohrtes sei, beibehalten. Nicht verstanden aber haben es die Brüder Grimm; sonst hätten sie nicht die Worte „durch ein gebohrtes Löchlein" gestrichen und dafür „durch die kleinsten Löcher" eingesetzt. Auf diese Weise haben sie das Ihrige beigetragen, den genetischen Zusammenhang des für Gespenster wie die Alpe oder die Mahren geltenden Gesetzes mit dem für die Wiedergänger und die in ihnen steckenden Teufel geltenden Gesetze bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen.

*

Lange Jahre war die Sagensammlung der Brüder Grimm unmittelbar oder, später, mittelbar die Hauptquelle für all die Leute, die sich bemühten, ihre Dorfgenossen oder andere Volkskreise mit derartigen Geschichten zu unterhalten und zu versorgen, und so mußte sich natürlich auch die Tatsache auswirken, daß die Brüder die aus dem Volksmunde geschöpften Mitteilungen des Anthropodemus Plutonicus um zwei wesentliche Motive verstümmelt hatten: um das eine, daß das Loch, das der Mahre zum Eingange dienen sollte, gebohrt sein müsse, und um das andere, das für den Ausgang der Mahre nur eben dieses Loch zuließ. Mit der Tilgung des erstgenannten war ihnen ein voller Erfolg beschieden: dieses alte Motiv flackerte ja noch hier und dort auf, merkwürdigerweise übrigens in

Ort und Stelle sei nur die Schwelle zurückgelassen worden, „damit das Gespenst auf dem alten Platze gebannt bleibe"; diese Sage hat dann Zingerle in seine Sagen aus Tirol aufgenommen (²1891, 482f., Nr. 821).

[64]) Alois Lütolf, Sagen, Bräuche, Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri, Schwiz, Unterwalden und Zug, 1862, 340 f., Nr. 287.

Landstrichen, wo sich auch die Erinnerung an die Wegschaffung des Wiedergängers erhalten hatte: in Schleswig, wo sogar verlangt wurde, daß das Loch mit einem Harkenbohrer gemacht sei [65]), in der Schweiz, wo es durch Ausschlagen eines Astes hergestellt werden mußte [66]), aber seither kann es wohl als erledigt gelten. Weniger Glück hatten sie mit der Unterdrückung des andern, die auch das Verschweigen des Goetheschen Gesetzes bedingte, das nicht nur für die Teufel, sondern auch für die Gespenster verbindlich war: deutlich war noch ihr Einfluß auf zwei spätestens 1842 in der Mark aufgezeichnete Sagen, in denen die Mahren, als sie von den Männern, die sie haben drücken wollen, deren Gattinnen sie aber dann geworden sind, gekränkt werden, verschwinden, ohne daß ihnen das Loch, durch das sie hereingeschlüpft, geöffnet worden wäre [67]); schon zwei Jahre später aber wird das, wohl unter dem Einflusse von Goethes Versen, anders: noch wird freilich kein Grund angegeben, daß sie beim Ausgang denselben Weg nehmen müssen, den sie beim Eingang benützt haben [68]), gelegentlich jedoch weiß schon der Gatte, daß die Mahre entfliehen werde, wenn er ihr das Loch, durch das sie gekommen ist, weist [69]), und vollständig wird die Niederlage der Grimm, als es der volkskundliche Außenseiter Ludwig Bechstein wagt, die Mahre ihre Bitte, das Loch zu öffnen, mit dem Geständnis begründen zu lassen, „sie selbst dürfe und könne dies nicht tun, und wie sie herein gekommen sei, so müsse sie auch wieder hinaus" [70]). Ein Jahr später zitiert dann J. W. Wolf die Verse, die Mephistopheles spricht, und daß er dazu von Bechstein angeregt ist, ergibt sich aus den Worten, womit er fortfährt: „selber vermögen sie" (die Teufel und die Gespenster) „die verstopften Löcher nicht zu öffnen, wäre auch das Hindernis noch so unbedeutend" [71]). Aus späterer Zeit kenne ich, obwohl ich die ganze ernst zu nehmende deutsche Sagenliteratur durchgesehen habe, nur noch wenige Erwähnungen dieses Zwanges [72]) und unter ihnen keine,

---

[65]) Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, 1845, 243, Nr. 332, 2.

[66]) Dietrich Jecklin, Volkstümliches aus Graubünden, 1874f., I, 18.

[67]) Adalb. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, 1843, 48 und 197.

[68]) Müllenhoff, 242f., Ad. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, 1848, 14 f., 17 f., 91, 298.

[69]) Kuhn und Schwartz, 14.

[70]) Thüringer Sagenbuch, 1852, I, 220.

[71]) Hessische Sagen, 1853, 195 zu Nr. 93.

[72]) J. B. N. Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes, 1885, 465, H. Raff in der Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., VII (1897), 295 f. aus der Ober-

die sich den Versen Goethes angliche, deren denn auch von den Sammlern und Herausgebern der Sagen nicht mehr gedacht wird. In der gehörigen Weise erwähnt sie nur E. Tegethoff in einer Abhandlung [73]), und er fügt bei: „Deshalb muß die Ratte das Pentagramma wegnagen, das ihn" (Mephistopheles) „in Fausts Studierzimmer findet. Um wieviel mehr muß sich eine simple Nachtmahr diesem Zwang fügen, dem selbst der Fürst der Geister sich nicht entziehen kann!"

Tegethoff weiß natürlich ebenso wenig wie all die Herausgeber und oft auch Erklärer der bisher genannten oder auch nicht genannten Sagensammlungen mit alleiniger Ausnahme der Brüder Grimm, daß Goethes Verse, was den Alp oder die Mahre betrifft, durch Praetorius gedeckt sind, aber das hat in dem Zusammenhange, in dem er sie zitiert, nichts auf sich; desto mehr bedeutet diese Unkenntnis für Ludwig Laistner, der sich in seinem 1889 erschienenen zweibändigen Werke Das Rätsel der Sphinx ausführlich mit den sich an den Alp knüpfenden Überlieferungen beschäftigt. Für ihn ist - leider müssen wir seinen Gedankengängen eine kurze Strecke folgen - die Urform der von uns besprochenen Alpsagen und aller andern ähnlichen in einer erst von Al. Lütolf aufgezeichneten Darstellung [74]) erhalten, in der der Alp gefangen wird, indem der, auf den er es abgesehen hat, ein Messer in die Wand steckt; das übliche Einschlagen eines Pflocks in ein Loch sei „durch Differenzierung" aus dem Messereinstecken hervorgegangen und habe geradeso wie dieses die symbolische Bedeutung, daß „der Alp gebannt sein sollte". Später habe man den Pflock als einen Verschluß aufgefaßt; da es aber unverständlich sei, warum die Mahre nicht, nachdem das Astloch verstopft ist, das Fenster aufmacht und davon fliegt, „erfindet die mythische Dichtung die Auskunft, der Alp könne nur auf dem nämlichen Weg sich entfernen, auf dem er gekommen sei. Wenn Mephistopheles sagt" (folgen Goethes Verse), „so wissen wir nun, daß dieses Recht der Hölle zunächst ein für den Alp gültiges Recht ist, ersonnen, um aus der Verlegenheit zu kommen, in die man durch jene Umdeutung gekommen war" [75]).

Laistner hat also nicht nur von Praetorius, der sich bei seinen Ausführungen mehr als zwei Jahrhunderte vor Laistners Gewährsmann Lütolf auf den „gemeinen Mann" beruft, „bei dem der Aber-

pfalz, P. Zaunert, Rheinland-Sagen, 1924, II, 148, R. Kapf, Schwäbische Sagen, 1926, 93.

[73]) Studien zum Märchentypus von Amor und Psyche, 1922, 90f.

[74]) A. a. O., 512, Nr. 68a.

[75]) I, 112f. s. 103f., 108f.

glaube die Oberhand helt", sondern auch von den uralten Bräuchen nichts gewußt, die einen Leichnam verhindern sollten, ein Wiedergänger zu werden; sonst hätte seine ganze so groß angelegte Darstellung ungeschrieben bleiben müssen. Immerhin waren, zwar nicht seine Ausführungen, so doch ihr Ergebnis für die allein herrschende Schule der Brüder Grimm äußerst wertvoll: begünstigte Geister, die sich als Führer und Lehrer des Volkes in dem Sinne betätigt hätten oder betätigen könnten, daß ihnen ein Einfluß auf den Inhalt der Volksüberlieferung hätte zugestanden werden müssen, durfte es einfach nicht geben, und so mußte man einer mit wissenschaftlichem Anstrich ausgestatteten Theorie Dank wissen, die eine Deckung bilden konnte für alles, was man sich an Verschweigungen und Unterdrükkungen geleistet hatte und was noch geleistet werden sollte, auch dann noch, als längst die Finnische Schule die Herrschaft angetreten hatte.

Nun durfte Jacob Grimm als gerechtfertigt gelten, daß er in seiner Deutschen Mythologie bei der Behandlung des Alps Goethes Gesetz der Teufel und Gespenster verschwiegen und, wohl nur aus diesem Grunde, auch die Ausführungen des Anthropodemus Plutonicus, die doch in den Deutschen Sagen, wenn auch in ungenügendem Ausmaße erwähnt worden waren, nicht mehr anzog, und Genugtuung dürfte man nun auch empfunden haben, daß J. W. Wolf nach dem Sprunge aus der Reihe, den er mit dem Hinweis auf die Verse aus dem Faust getan hatte, noch rechtzeitig in sich gegangen war: in dem 2. Bande seiner Beiträge zur deutschen Mythologie - der erste war „Jacob Grimm geweiht" gewesen - und zwar in dem Teile, dessen Druck er noch selber hatte überwachen können, hatte er bei der Erörterung des Alp-Problems, das nun ein Problem der Elben geworden war (271), nicht nur Goethes Verse nicht mehr erwähnt, sondern auch auf die Feststellung verzichtet, daß die Teufel und die Gespenster die verstopften Löcher selber nicht zu öffnen imstande sind, dafür aber in einem neuen Bekenntnis, das einem Widerruf gleichkam, für die Flucht dieser höhern Wesen eine ganze Reihe von Anlässen gefunden, die alle ihr menschlicher Gatte zu geben hatte: durch seine Neugier und Unbescheidenheit, durch Vorwürfe oder harte Worte, durch Öffnung des Weges zu ihrer Rückkehr, durch Erhebung der Hand gegen sie. Hätte sich nicht Wolf solcherweise hergegeben, das, wenn wir so sagen dürfen, Goethesche Motiv als gleichwertig unter an sich nebensächliche Züge, die ja nur seine Anwendung begründen sollten, einzureihen und damit dem Goetheschen Gesetze nur noch fakultative Gültigkeit zu belassen, so wäre es unmöglich gewesen, daß

Friedrich Ranke in seiner diesbezüglichen Darlegung in dem Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens [76]) zweimal das Wörtlein „oder" eingeschoben hätte: „der Alp bleibt, bis endlich das verstopfte Loch frei wird; dann, oder auf ein Scheltwort des Gatten oder dgl. entflieht die Alpfrau" [77]). Natürlich sind Rankes Ausführungen, die Wolfs Widerruf ausnützten, nur durch die finnischen Doktrinen zu verstehen, denen er dienen zu müssen oder sich nicht widersetzen zu dürfen glaubt; ebenso nur ist aber zu verstehen, daß Bechstein, der ja den Anlaß zu Wolfs Entgleisung gegeben hatte, zu einer Besserung noch gezwungen worden ist, als er längst schon im Grabe lag: P. Quensel hat in seinen 1926 erschienenen Thüringer Sagen (264) zwar keinen Anstoß an der Bechsteinschen Feder genommen, in deren Gestalt die immer kleiner und kleiner werdende Frau durch das Schlüsselloch zieht, aber gleich einem häßlichen Auswuchs ihre Bitte, ihr dieses Schlüsselloch zu öffnen, samt ihrem Geständnis, sie dürfe und könne das nicht tun, und wie sie hereingekommen sei, so müsse sie auch wieder hinaus, wurzweg herausgeschnitten. So herrscht denn heute eine Schule, begründet von Gelehrten eines literaturarmen Volkes, über die Gelehrten eines Volkes, in dessen Leben sich die Literatur, wie Goethe schon 1806 sagen durfte, „mehr verwebt als in das anderer Nationen". Auch hier soll er nicht recht behalten dürfen!

Eine gewisse Gegenströmung hat freilich nie gefehlt. Adolf Wuttke, dem noch in der 1. Auflage seines Buches Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart [78]) zwei Arten, die Mahrten zu fangen, bekannt waren, nämlich sie mit Erb-Handschuhen anzufassen oder alle Öffnungen des Zimmers, besonders das Schlüsselloch oder das Astloch, durch welches sie eingeschlüpft sind, zu verstopfen, hat das schon in der 2. Auflage verbessert: „Der Alp kann nur auf demselben Wege wieder hinaus, auf dem er hereingekommen ist; wenn man das Loch verstopft, durch welches er geschlüpft, so ist er gefangen", und diese Sätze hat er durch die Beifügung „allg." als in allen deutschen Landen gültig gekennzeichnet [79]); sie sind auch in der von Elard Hugo Meyer bearbeiteten 3. Auflage unverändert geblieben [80]). So hat

[76]) in der 1927 erschienenen 2. Lieferung, 305.

[77]) Laistners Worte von der „mythischen Dichtung" scheinen in dem unmittelbar folgenden Satze auf: „Mit diesem Motiv von der Mahrtenehe sind wir aus dem Bereich des lebendigen Aberglaubens in das der episch ausgestalteten Volkssagen übergetreten."

[78]) 1860, 234, § 417.

[79]) 1869, 257, § 404.

[80]) 1925, 274, § 404.

denn Ranke nicht umhin können, auch von dieser Auffassung, die gewiß zahm genug war, zumal da sie auf eine Erläuterung verzichtete, Kenntnis zu nehmen; dabei stellte er die Sätze, die zeigen sollten, daß er das getan hatte, vor die schon erwähnte Äußerung, und obwohl sie durch diese abgeschwächt werden sollten, tat er auch hier schon alles, was in dieser Richtung möglich war: „Um den Alp zu fangen, verstopft man (meistens ein Kamerad des Befallenen), sobald er im Zimmer ist, das Loch, durch das er kam, so daß er nicht mehr zurück kann (allgemein)" [81]), und als Alibi diente ihm Laistners Buch, natürlich mit dem Kapitel, wo Goethes Gesetz als ein von der mythischen Dichtung ersonnenes Auskunftsmittel genannt wird [82]). Warum denn gegen den finnischen Stachel löcken? Schweigen und weiter dienen!, das ist die Losung. Es sind genug Löcher offen gelassen worden, um sie einzurennen; warum denn gerade auf die losgehen, die gegen die begünstigten Geister verpflockt worden sind? Nach diesem Rezepte handelt auch Fr. von der Leyen: in seinem 1933 in Verbindung mit Valerie Höttges herausgegebenen Lesebuch der deutschen Volkssage läßt er es sich zwar nicht nehmen, den Ursprung der Sagen dieser Gruppe aus dem Alptraum zu deuten, aber auf das Problem des verpflockten Lochs geht er nicht einmal durch Literaturangaben ein [83]).

*

Wir haben in dieser Darstellung, die sich, obwohl sie manchem, dem der Gegenstand nicht so am Herzen liegt wie dem Verfasser, langwierig und langweilig erschienen sein mag, doch auf das Notwendigste beschränkt hat, an zwei Beispielen gezeigt, wie die deutsche Volkskunde, soweit sie sich als Wissenschaft gibt, zu Goethen eingestellt ist, den Fr. H. von der Hagen zu der Zeit, wo diese Einstellung begann, unsern größten lebenden Dichter und zugleich unsern größten Volksdichter genannt hat. In dem einen Falle, bei Gretchens letztem Liede, tat man das Menschenmögliche, um darzutun, daß er durchaus vom Volksmunde abhängig sei; in dem andern schwieg man seine Verse tot, weil man nicht erkannte, daß sie der volkstümlichen Auffassung

[81]) A. a. O., 304.

[82]) Natürlich kennt Ranke Tegethoffs Buch, und er zitiert es auch (zu der von uns früher angeführten Stelle), jedoch nur mit den Literaturnachweisen, die Tegethoff zu der gestörten Ehe mit der Nachtmahre gibt; die von dieser Stelle durch zwanzig Seiten eines ganz heterogenen Inhalts getrennte andere, die von Goethes Gesetz der Teufel und Gespenster handelt, erwähnt Ranke selbstverständlich nicht.

[83]) 127 zu Nr. 30 (5 f.).

durchaus entsprachen, sondern sie für eine durch den Volksmund nur in einem kleinen Teile gestützte, in der Hauptsache aber freie Dichtung hielt. Das Entscheidende war also, wie sich die Dichtung zu der Volksüberlieferung verhielt, und dabei mußte die Dichtung stets zu kurz kommen: schien der Dichter dem Inhalte nach das, was dem Volksmunde entsprungen sein sollte, treu und rein bewahrt zu haben, dann konnte er als Zeuge für diese Überlieferung gelten, nicht etwa als Kronzeuge freilich, sondern als letzter unter den andern, als ein Zeuge nämlich, der von den Dingen nur aus zweiter Hand wußte; wich er aber ab von der Volksüberlieferung, dann hieß es: Anathema sit!, dann war ihm gegenüber alles erlaubt, mehr noch als einst den Theologen in den religiösen Kämpfen gegen die Andersdenkenden, sogar die Zubereitung und die Verschleierung des urkundlichen Bestandes, so daß nur noch der, den der Vorwurf der Ketzerei nicht schreckte, die zur Austilgung verdammten Sätze verteidigen konnte. In dem konkreten Falle: die Stelle bei Praetorius wurde zubereitet, wie es der Zweck erheischte; die Verschleierung geschah, indem man in den Quellenangaben vor die Worte „Praetorius, Weltbeschreibung" hinsetzte: „Mündliche Erzählungen". Hätte Goethe das Gesetz der Teufel und Gespenster, bevor er diese Verse drucken ließ, in eine nette volkstümliche Geschichte verwoben und diese durch eine geschickte volkstümliche Vermittlung einem oder einer der Grimmschen Gewährsleute zukommen lassen, so wäre alles in schönster Ordnung gewesen: weder die Grimm, noch ihre Schule, noch deren finnische Nachfolgerin hätten auch nur ein Tüpfelchen daran auszusetzen gehabt, und Goethes Verse stünden heute, als letzter Beleg, hinter den andern, aus dem Volksmunde stammenden.

Allerdings, ganz sicher ist das auch nicht; denn die Brüder Grimm predigten zwar Wasser, aber selber tranken sie Wein. Als Beleg für diese Behauptung wählen wir unter den vielen Fällen, an denen sie nachgewiesen werden kann [84]), ihr Verfahren mit dem Märchen von dem Dornröschen. Die Vorlage dazu, deren Herkunft nicht bekannt geworden ist, hat Jacob Grimm (für Brentano) eigenhändig abgeschrieben, und von seiner Hand sind auch die Vermerke „Mündlich" und „Dies scheint gez(ogen) aus Perrault's Belle au bois dormant"; nicht ohne Benützung dieser literarischen Quelle hat dann Wilhelm Grimm die volksmündliche „Überlieferung" nach und nach so ausgeschmückt, daß die letzte Fassung des Märchens mehr als dreimal so umfangreich

[84]) S. darüber Albert Wesselski, Versuch einer Theorie des Märchens, 1931.

geworden ist wie die Vorlage. Nicht zufrieden damit, hat er von der 3. Auflage an den Krebs, der ursprünglich der badenden Königin die Erfüllung ihres Herzenswunsches verhieß, durch einen Frosch ersetzt, und überdies, aber schon von der 2. Auflage an, die Feen, die sein Bruder Jacob seinerzeit so sorgfältig kalligraphiert hatte, in weise Frauen verwandelt, die sich allerdings zu der nordischen Brunhild, die in dem Dornröschen stecken sollte, besser schickten als die romanisch-keltischen Überirdischen; gegen eine solche Untreue hatte nun Jacob nicht nur nichts einzuwenden, sondern er hat sie sich sogar zum Teile zunutze gemacht: in dem 16. Kapitel der Deutschen Mythologie, wo er beweisen will, daß diese Feen auch in deutschen Landen ihre Entsprechungen hätten, sagt er, nach Erwähnung der sieben Feen bei Perrault: „Im deutschen Kindermärchen (Dornröschen) sind es zwölf weise Frauen." Daß aber Goethe neben die Gespenster, als die ja die Mahren aufgefaßt werden durften, auch die Teufel stellte, das war eine Sünde gegen den heiligen Geist der aus dem Gemüt des Ganzen leise hervorgehenden Volksdichtung, an der nichts geändert, an die kein irdischer Maßstab angelegt werden durfte.

Wir dächten, mit derartigen Dingen müßte endlich Schluß gemacht werden. Die Wissenschaft der Volkskunde hat sich endlich zu besinnen, sich endlich ihrer Aufgaben zu erinnern. Diese können nicht sein, immerfort und in alle Ewigkeit Volkstraditionen zusammenzutragen, wozu man neuerdings das Magnetophon benützt, um schließlich eine dänische Hexengeschichte mitteilen zu können, die in ihrer noch unverdorbenen Form schon die Großväter unserer Großväter in ihrer Jugend gelesen haben, oder um den wahrhaftig überflüssigen Beweis zu erbringen, daß ein in Paris erzeugtes Märchen, mit dessen Nacherzählung sich in Deutschland die sogenannte gute Gesellschaft vor hundertfünfzig Jahren unterhielt, nach seiner Wanderung von Kalender zu Kalender, von Buch zu Buch, von Mund zu Mund dumm und häßlich geworden ist wie eine alte Kokotte; an derartigen kümmerlichen Resten der Literatur, der fremden und der eigenen, ist nachgerade genug gesammelt worden. Die Kärrnerarbeit, die Herbeischaffung des Materials, ist längst getan, und es ist wohl an der Zeit, daß endlich daran gegangen wird, aus diesen Trümmern die wenigen noch ungehobenen Erzkörner zu brechen, die hier und dort so fest eingewachsen sind, daß sie der Zerkleinerung widerstanden haben; ihrer mehr findet man selbstverständlich in den alten Sammlungen als in den neuen, die zumeist nur noch das schlechthin Unzerstörbare enthalten, Elementeverbindungen, die keiner Nachweisung mehr bedür-

fen, weil sie schier allesamt schon aus der Zeit bekannt sind, wo das mystische Spiel mit ihnen begonnen hat. Bei andern Völkern mag das anders sein, und je primitiver ein Stamm ist, desto mehr Erfolge lassen sich bei dieser Suche nach mündlichen Überlieferungen erhoffen; bei dem Volke des Buches ist kein Raum mehr für solche Nachforschungen. Gewiß, die Volkskunde als Wissenschaft hatte nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht, derlei Erhebungen anzustellen, um die Frage beantworten zu können, was dem Volke kund ist, und daß sie diese Aufgabe geleistet hat, sichert ihr Dank und Anerkennung; nicht erfüllt aber hat sie ihre selbstverständliche und mit der Zeit immer dringender werdende andere Aufgabe, zu untersuchen und festzustellen, in welchem Maße die Volksüberlieferung dem Einflusse von Büchern unterliegt, die selbst Volksüberlieferungen mitteilen. Solche Bücher mußten ja und müssen genau so wirken wie richtige Literatur: wer sie besitzt oder sie auch nur aufmerksam durchgelesen hat, ist in der Lage, ihre Geschichten, Sagen, Lieder dort, wo solche noch unbekannt sind, ins Volk zu bringen, und so geschieht es, daß beispielsweise eine Sage, die an dem einen Ende des von uns bewohnten Stückes der Erdoberfläche seit langem heimisch ist, ein Jahr später an dem entgegengesetzten Ende so erzählt wird, als hätte sie dort ihren Ursprung. Indem man weiter so tut, wie die Brüder Grimm getan haben, die in ihren Anmerkungen von Auflage zu Auflage neue Parallelen verzeichneten, als ob diese allesamt, nicht nur die in deutschen Landen erhobenen, sozusagen von selber entstanden und nicht letzten Endes auf ihr Buch zurückzuführen gewesen wären, bleibt natürlich die Tätigkeit dieser Einzelnen unbeachtet, jener sowohl, die die Bücher schrieben, als auch der andern, die deren Inhalt dem Volke übermittelten. Und doch haben sie, um wieder Goethes Wort zu gebrauchen, als Lehrer und Führer gewirkt, wie sich denn auch die, die seinerzeit die französischen Feenmärchen ins Volk trugen, zu Lehrern und Führern des Volkes aufgeworfen haben, von deren Tätigkeit auch heute noch allzu viele Spuren zeugen.

In der Breite, in dem Raume ist genug, ja zuviel geschehen; nun heißt es in die Tiefe gehen, den Weg in die Zeit finden, um das in der Gegenwart Vorhandene aus der Vergangenheit zu erklären und der Zukunft die Möglichkeit zu geben, das, was dann vorhanden sein wird, aus der Zeit zu verstehen, die für uns noch die Gegenwart ist. Angefangen wird selbstverständlich an dem Anfange der Dinge werden müssen, dort wo zum ersten Male von einer Überlieferung die Rede sein kann, und Schritt für Schritt wird zu beobachten sein, was

an Neuem freundlich aufgefaßt und dann, alt geworden, mehr oder minder treu bewahrt worden ist. Es wird ein weiter Weg sein aus der Zeit, wo sich die deutschen Stämme noch nicht zum Volke zusammengeschlossen hatten, schon bis zu Goethes Zeit, wo das Volk wieder in Stämme zu zerfallen drohte, und schwer zu entscheiden ist es, wer die schwierigere Arbeit haben wird: die, die sich mit dem Anbeginn zu beschäftigen haben werden, wo der Mangel an Dokumenten schwer erkennen lassen wird, wer sich, ob Einheimischer oder Fremder, als Lehrer und Führer betätigte, oder die, denen späte Zeiten zufallen werden, die die Zahl der Bücher, der in der deutschen oder in einer andern Sprache geschriebenen, und damit die Zahl der Lehrer und Führer in einem weit größern Maße, als es der Volksvermehrung entsprochen hätte, haben anwachsen lassen. Gleichwohl, diese Arbeit muß geleistet werden, man wollte denn ein für allemal verzichten, den Anteil an der Entwicklung unsers Volkes festzustellen, der, in gutem und im schlechten Sinne, Kleinen und Großen zugebilligt werden muß.

Wird aber diese Arbeit getan sein, dann wird auch Goethe den Platz erhalten haben, der ihm auch auf diesem Gebiete gebührt, obwohl ihm ihn heute noch eine Schule verweigert, die von Führern und Lehrern nichts wissen will und schon gar nichts von begünstigten Geistern, die in die großen Welterscheinungen hineinschauen, bemerken, was sich ereignet, und das Vorhandene ahnungsvoll aussprechen, als wenn es entstünde.

Gretchens letztes Lied.

Das Märchen Von den Machandelboom ist nie ernstlich untersucht worden: die Parallelen dazu nehmen zwar bei Johannes Bolte und Georg Polívka, obgleich dieser Band ihrer Bearbeitung der Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen nun ein Vierteljahrhundert alt ist, schon elf Großoktav-Seiten ein, von denen allerdings mehr als zwei der Verbreitung einzelner Motive gelten[85]); das

[85]) Das Motiv, daß die Stiefmutter das getötete Kind mit einem Apfel in der Hand hinsetzt, als lebte es noch, hat, wie wir gesehen haben (S. 47 f., n. 34), Arnim an die Szene im Cid erinnert, wo der tote Feldherr, auf seinem Schlachtroß sitzend und mit dem Schwert in der Hand, als lebte er noch, aus Valencia geführt wird, um dem die Stadt belagernden Maurenheer Schrecken einzuflößen, wie Herder in der 68. Romanze erzählt (Parallelen dazu hat schon Wilhelm Grimm in seinen Altdänischen Heldenliedern, 493 f. nachgewiesen; vgl. weiter Paul Herrmann, Die Heldensagen des Saxo Grammaticus, II, 1922, 293); im Machandelboom aber handelt es sich um etwas andres: Marleenken, das

MUSEUM FÜR VOLKSKUNDE BIBLIOTHEK WIEN

Hauptmotiv aber, die Anthropophagie oder der Kannibalismus oder, sagen wir es deutsch, die Menschenfresserei hat bei ihnen keinerlei Erörterung gefunden, obwohl schon in dem griechischen Mythos ein aufgegessener Knabe, von dem nur die Knochen und die nicht einmal vollzählig übrig geblieben sind, ebenso zum Leben erweckt wird, wie de lüttje Jung im Machandelboom: Wilhelm Grimm hat die Pelops-Sage erst in der letzten noch von ihm besorgten Ausgabe der Anmerkungen (1856) erwähnt, jedoch ganz zum Schlusse und nur zu dem Motive der Wiederbelebung, und auch hier sind ihm Bolte und Polívka gefolgt; Harpagos andererseits, Thyestes und Tereus, die doch auch und vor weit mehr als twee Dusent Johr von ihren Söhnen gegessen haben, sind weder von Wilhelm Grimm, noch von seinen Nachfahren genannt worden. Warum wohl? Und warum hat man „auf entfernte Parallelen" verzichten zu können geglaubt, wie auf das serbische Lied bei der Talvj, wo der nicht zu erweckende Knabe sagt:

Schwester, Schwester, ich kann nicht!
Hexen haben mich gessen!
Mutter nahm mir das Herz heraus,
Base hielt ihr die Leucht' dazu!?

Natürlich hat man von Bolte und Polívka nicht gut eine Abhandlung über die Entwicklungsstufen der Vorstellung von den menschen- und besonders kinderfressenden Hexen verlangen können, wie man das auch von uns, wenigstens an dieser Stelle nicht verlangen darf. Immerhin wollen wir auf die Erörterungen des Problems in den Büchern von Joseph Hansen, Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter (1900) und Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter (1901) hinweisen, aus denen hervorgeht, daß sich etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein neuer theologischer Hexenbegriff herausgebildet hatte, der dann, fügen wir hinzu, in dem Hexenhammer sozusagen kanonisiert wurde: die Hexen trieben nicht nur Unzucht

nur erschrocken ist, daß ihr Bruder ganz weiß aussieht und sich nicht rührt, soll, indem sie den Befehl der Stiefmutter befolgt, ihm, wenn er ihr keine Antwort gibt, eens an de Ooren to geven, so daß ihm der Kopf herunterfällt, zu der Meinung gebracht werden, sie sei es, die ihn getötet hat; dieses Motiv findet sich, in einem andern Zusammenhang, zuerst in dem Fabel Le prestre comporté (s. Walter Suchier, Der Schwank von der viermal getöteten Leiche, 1922, 5, 43, 47, 51 usw.), dann aber auch, in wieder anderer Verbindung, in zahlreichen Varianten des Schwanks von dem Unibos, auf dem u. a. das 61. Stück der Grimmschen Märchen beruht.

mit dem Teufel und übten allerlei Malefiz, sondern sie raubten auch, mordeten und aßen Kinder [86]). Da waren natürlich die Vorstellungen, die die Laien aus den Worten der Ketzerprediger und der Hexenrichter nicht nur nachher gewinnen mußten, sondern schon vorher hatten gewinnen müssen, zumindest in dem jetzt für uns springenden Punkte bestimmt genug, und ein Wunder hätte es genannt zu werden verdient, wenn da nicht auch die Meinung, Menschenfleisch und besonders Kinderfleisch müsse ein besonders gutes Essen sein, entstanden oder, wenn vielleicht noch in unklaren Erinnerungen vorhanden, bekräftigt worden wäre. Jedenfalls erzählt schon in dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts der apostolische Sekretär Poggio, übrigens erst, nachdem ihm die Tatsächlichkeit des Vorfalls durch ein Schreiben eines Sekretärs des Königs von Neapel bestätigt worden ist, daß bei dem Dorfe Somma ein aus der Lombardei stammender dreizehnjähriger Knabe zwei dreijährige Kinder, die er in seine Höhle gelockt hatte, getötet und ihr Fleisch zum Teile roh, zum Teile gekocht gegessen hat; und vor dem Podestà hat er gestanden, er habe das getan und werde solches weiter tun, da ihm diese carnes . . . sapidiores reliquis carnibus viderentur, da er dieses Fleisch schmackhafter finde als jedes andere [87]). Um das Jahr 1460 scheint sich, wenigstens in ihrem Schlusse, die Geschichte zugetragen zu haben, die Hector Boyce oder Boethius berichtet [88]): Ein Schmied, der in einer Höhle in der schottischen Grafschaft Angus hauste, pflegte junge Menschen zu fressen, und je zarter ihr Alter, je besser ihr Körper genährt war, desto mehr mundeten sie ihm [89]); er wurde mit seiner ganzen Familie, ausgenommen nur ein noch nicht einjähriges Töchterchen, verbrannt. Dieses Mädchen schlug dem Vater nach: sie war noch nicht zwölf Jahre alt, als sie, desselben Verbrechens überwiesen, verurteilt wurde,

[86]) Hansen, Quellen, 409; s. auch die vielen dort im Sachregister unter dem Stichwort „Hexen: Kinderraub" angeführten Stellen. Sehr interessant sind weiter die Ausführungen von Hans Vordemfelde, Die germanische Religion in den deutschen Volksrechten, I (der 2. Band ist noch nicht erschienen), 1923, 136f., wo u. a. festgestellt wird, daß König Rotharis Langobardenrecht (643) und das Sächsische Volksrecht (785) den Glauben an menschenfressende Strigae oder Mascae als Aberglauben verwerfen,während das Salische Gesetz (Anfang des sechsten Jahrhunderts) die Annahme der Existenz solcher Striae zuläßt.

[87]) Faceciarum liber hinter den Historiae convivales disceptativae, Argentine, 1510, 19 b: Historia de puero qui infantulos comedebat.

[88]) Scotorum historiae, Parisiis, 1574, 381b f. Dieser Bericht steht an dem Schlusse des 18. Buches, des letzten, das noch Boethius selbst verfaßt hat.

[89]) et quibus tenerior erat aetas meliorque corporis habitudo, maioribus habere in deliciis.

lebendig begraben zu werden. Auf ihrem letzten Wege wurde sie von der riesigen Menge, die zumeist aus Weibern bestand, mit Schmähungen überhäuft; da sagte sie zu denen, die hinter ihr gingen: „Was schwätzt ihr von unmenschlichem Frevel? Glaubet mir, hättet ihr verkostet, wie wohl das Menschenfleisch dem Gaumen tut, so wäre schier niemand zu finden, der sich enthielte, Kinder zu essen!" [90]). In der Folgezeit wurden dann Kinderfresser als Werwölfe abgetan, obwohl noch Sprenger gelehrt hatte, eine Verwandlung von Menschen in Wölfe sei ausgeschlossen: entweder seien es wirkliche Wölfe, welche Erwachsene und Kinder aus den Häusern raubten und fräßen, oder in ihnen steckten Dämonen, und schließlich sei es auch möglich, daß es sich um teuflische Verblendung handle, daß nämlich Menschen träumten, sie fräßen als Wölfe Kinder [91]). Der erste Fall, der in dieser Tatbestandsverschleierung ein Gericht beschäftigt hat, scheint der später so berühmt gewordene eines gewissen Gilles Garnier aus Lyon gewesen zu sein, der am 18. Januar 1573 vor dem Parlament zu Dole mit der Verurteilung des Angeklagten zum Feuertode geendet hat. Nach dem in Orléans, Paris und Sens gedruckten Arrêt erzählt Jean Bodin [92]), Garnier habe sans force ny contraincte gestanden, er habe in Wolfsgestalt binnen dritthalb Monaten drei Kinder von zehn bis zwölf Jahren getötet, von zweien auch gegessen - bei dem dritten seien Leute dazu gekommen - und einmal auch seiner Frau Fleisch nach Hause gebracht, „item bekannt, daß er nachgehends in Menschen und keynes Wolffs Gestalt eyn Knäblein von zwölff oder

[90]) Mihi credite: ubi experti essetis quam palatum delectat humana caro, qui a liberorum esu abstineret prorsus inveniretur nemo! — Diese Rede, die mit einem Auszuge der ihr vorangehenden Geschichte in Theodor Zwingers Theatrum humanae vitae (1. Ausg. 1565; Basileae, 1586-1587, 2939) und Laurentius Beyerlincks Magnum theatrum vitae humanae (1631; Lugduni, 1678, I, 469) Aufnahme gefunden hat, mag Ludwig Tieck bei seiner grotesken Bearbeitung des Petit poucet (und des englischen Gedichtes von Tom Thumbe), Leben und Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen, 1811, zu der Szene im 3. Akte veranlaßt haben, wo Leidgast auf die Vorhaltungen Malwinas, wie es nur möglich sei, an so gräßlichen Mahlzeiten Wohlgefallen zu finden, und Semmelziegens, alle Nationen hätten dergleichen immer verabscheut, weil es zu unnatürlich sei, antwortet: „. . . Unnatürlich? dummes Gewäsch! Alle Nationen? das glaub' ich, wenn alle Nationen sich darauf verständen und den Appetit hätten, so würde bald keine Spur mehr von irgend einer Nation übrig bleiben . . . O ich weiß, wenn ihr's nur mal versuchtet, ihr würdet meiner Meinung werden, und einer vor dem andern nicht mehr sicher seyn."

[91]) Malleus maleficarum, P. I, qu. 10, Venetiis, 1576, 112 f.

[92]) La Démonomanie des sorciers (1580), l. II, ch. 6, Lyon, 1598, 208 f.

dreizehen Jaren im Holtz des Dorffs von Perouse hab umbgebracht, der Meynung, es zu essen, wo man nicht daran gehindert hette" [93]).

Wir glauben, der allgemeinen Zustimmung sicher zu sein, wenn wir verzichten, diese Reihe weiterzuführen und Beleg auf Beleg zu häufen; gefallen aber lasse man sich noch die Erwähnung, ja eine einigermaßen ausführlichere Behandlung eines Falles, der zuerst zeitlich und später auch örtlich nicht ohne Bedeutung für unser Thema sein könnte: allgemein bekannt wurde er zu der Zeit der Anfänge des Fausts, und als seine wissenschaftliche Bearbeitung in Jena begann, war Goethe schon weimarischer Geheimrat.

1772 hat die Haude-Spenersche Zeitung in Berlin in ihrer Nr. 52 berichtet: Auf einem Dorfe unweit Berka, fünf Stunden von Jena, hat ein Hirt ein sechs- bis siebenjähriges Mädchen in sein Haus gelockt und es „ordentlicher Weise wie ein Vieh geschlachtet"; ein Stück Fleisch und Eingeweide hat er gekocht, die Leber gebraten. Da er viel Wasser zutrug, dachten die Nachbarn, es brenne bei ihm, und gingen hin; so entdeckten sie das Verbrechen. Auf dem Hochfürstlichen Amte zu Berka gestand der Hirt die Tat und bekannte auch noch, daß er es ebenso mit einer Weibsperson von achtzehn und einem fremden Kerl von zweiundzwanzig Jahren gemacht habe. Die kleine Leiche wurde bis auf ein Stück, das der Mörder schon gegessen hatte, zusammengesetzt und am Palmsonntag bestattet. Aus Weimar, vom 4. August ist dann eine kurze Meldung derselben Zeitung in ihrer Nr. 98 datiert; nach dieser, die sich auf die „actenmäßige Geschichte des hingerichteten Menschenfressers von Eichelborn" stützt, hat er ausgesagt, er habe seine bösen Taten nicht aus Not oder Armut, sondern „aus Wollust" verübt, und hat noch einige Tage vor der Hinrichtung „eine große Begierde bezeigt, sich noch einmal recht satt an Menschenfleisch zu essen" [94]).

Zwanzig Jahre später hat sich mit diesem Menschenfresser eine medizinische Dissertation jener Universität, in deren Kompetenz die

---

[93]) Deutsche Übersetzung Joh. Fischarts, Straßburg, 1581, 340 (Der Satz ist unvollständig wiedergegeben, aber nicht erst von Fischart, sondern schon von Bodin; nach Th. de Cauzons, La magie et la sorcellerie en France, III, 123 lautet der Schluß vollständig so: „. . . en intention de le manger, si on ne l'eust empesché, nonobstant qu'il fust jour de vendredy). Daß Bodin in diesem Kapitel die Sätze des Hexenhammers nicht erwähnt, ist begreiflich; daß er aber gegen sie polemisiert, zeigt besonders der Schluß, wo er den Fall von Dole noch einmal als Beweis für seine Theorien anführt (362).

[94]) Ed. Buchner, Das Neueste von gestern, 1911f., III, 197.

Sache vor allen gehörte, nämlich der in Jena, beschäftigt; der Verfasser, der, wie er angibt, über diesen Gegenstand schon zwei Aufsätze veröffentlicht hatte (in Christ. Gottfr. Gruners Almanach für Ärzte, 1786, 207 f. und 1792, 172 f.), nennt sich Georg Heinrich Duncker, und betitelt ist sie De anthropophago Bercano, sectio posterior pathologica. Die seltsame Beifügung der letzten drei Worte erklärt sich aus dem Umstande, daß über den Fall schon 1781 ein anderer dissertiert hatte, dessen Ausführungen Duncker nach der pathologischen Seite hin ergänzen wollte [95]). Durch Duncker erfahren wir vor allem, daß der Hirt Goldschmidt, das kleine Mädchen Schönemann geheißen hat; ansonsten läßt sich mit seiner Darstellung, die natürlich weniger berichten als erklären will, die Zeitungsmeldung, auch abgesehen von dem Alter der Schönemann, das er mit etwa elf Jahren angibt, nicht so ohne weiteres im Einklang bringen. Der fremde Kerl von zweiundzwanzig Jahren ist ja wohl mit dem viator identisch, nach dessen Fleisch es Goldschmidt, wie es in der Dissertation heißt, „erst an dem dem Morde folgenden Tage zu gelüsten begann", worauf er es „in verschiedener Zubereitung und mit Unterscheidung der schmackhaften Teile" genoß; die achtzehnjährige Weibsperson aber, die er nach der Zeitung getötet und gegessen hätte, wird ausdrücklich weder in der Dissertation, noch in dem ersten Almanach-Aufsatz erwähnt. Daß es auch mit dieser Bezichtigung seine Richtigkeit hätte, könnte vielleicht aus der Bemerkung der Dissertation geschlossen werden, der Hirt habe bei der Befriedigung der in ihm von seinem ersten Verbrechen zurückgebliebenen Lüsternheit nach der grausigen Nahrung so, wie andere Menschenfresser, zarte Mädchen vorgezogen [96]), während im Almanach für diese Annahme die Sätze sprechen könnten: „Menschenfresserei wurde öfters durch Lüsternheit erzeugt, manchmal sogar aus

---

[95]) Auf Dunckers Schrift bin ich durch eine Note bei R. Leubuscher, Über die Wehrwölfe und Tierverwandlungen im Mittelalter, 1850, 58, wo sie (aus zweiter Hand) nach dem Namen des Präses, nicht des Respondenten oder Dissertenten und ansonsten falsch zitiert ist („Gruner diss. de anthropophago Bucano Jen. 1792 von einem Hirt in Benke an der Ilm im Weimarschen") sozusagen in letzter Stunde aufmerksam geworden, und so mußte ich verzichten, auch noch wegen der von Duncker erwähnten ersten Dissertation und wegen der Almanache, von denen mir nur der von 1786 zugänglich war, die Güte der Jenaer Universitäts-Bibliothek in Anspruch zu nehmen.

[96]) Hierzu wird in einer Fußnote gesagt, bei „Walther, von menschenfress. Völkern u. Menschenopfern, Hof, 1785" - dieses Buch ist weder bei Kayser, noch bei Heinsius erwähnt - werde Ähnliches von einem Fuldaer Hirten berichtet.

Neigung für schöne Mädgen. Dies versichert der Menschenfresser aus Berka"; ebendort aber heißt es fünf Seiten weiter: „Der erste Genuß unterhielt (bei Goldschmidt) die geheime Lüsternheit. Diese verleitete den Unglücklichen, ein unschuldiges liebes Mädgen zum Tode und Genuß herbei zu locken, ohne an die schrecklichen Folgen zu denken", und diese Ausführungen scheinen nur den Schluß zuzulassen, daß Goldschmidts nächstes Opfer nach dem fremden Kerl die kleine Schönemann gewesen ist, die er, nach der Dissertation, et occidebat, et comedebat, ex amore scilicet. Sei dem jedoch, wie ihm wolle; das, weswegen wir den Fall des anthropophagus Bercanus angezogen haben, bietet der hier unmittelbar folgende Satz: „In der Lieblichkeit des Geschmacks also (ergo in saporis suavitate) hätte die Ursache dieses absonderlichen Begehrens gesucht werden sollen", der allerdings einer Kritik der Urteilsbegründung gleichzukommen scheint.

Wie man sieht, haben diese Dinge nichts zu tun mit der Menschenfresserei der Primitiven, sei es der der Gegenwart in einigen Strichen anderer Erdteile, oder jener, deren Existenz auch in Europa für eine ferne Vergangenheit angenommen werden darf; sie haben auch nichts zu tun mit den im allgemeinen nur noch in Märchen vorkommenden letzten Resten dieser einstigen Wilden, etwa mit dem Oger bei Perrault, der den Kindern, denen er noch eine Nacht gönnt, ein anständiges Abendessen vorzusetzen befiehlt, damit sie nicht allzusehr abmagern, oder mit seinem weiblichen Gegenstück, vor deren Freßgier Hänsel und Gretel entfliehen; sie haben auch nichts zu tun mit dem Verzehren einzelner Teile eines menschlichen Leichnams, das Sätze des Aberglaubens heischen; sie haben auch nichts zu tun mit dem Menschenessen aus der Not des unbezwinglichen Hungers: bei den von uns angeführten Vorfällen und bei vielen, vielen andern handelt es sich um Menschenfresserei aus einem krankhaften Triebe nach der besonders köstlichen Speise, die das Menschenfleisch bietet, um eine schauerliche Entartung von Seele und Geist, von Sinn und Gemüt. Hierher gehört beispielsweise die auch in der burlesken Schilderung Perraults durchaus abstoßende Szenenfolge, in der die Schwieger der Belle au bois dormant ihrem Koch d'un ton d'ogresse qui a envie de manger de la chair fraische befiehlt, ihr die kleine Aurore, das Töchterlein der aus dem Dornenwalde geholten Prinzessin, à la sausse Robert zuzubereiten, acht Tage später ebenso den kleinen Jour, und schließlich auch die samt dem verschlafenen Jahrhundert erst zwanzigjährige Königin in derselben Zube-

reitung zu essen wünscht; daß sie alle Male getäuscht wird, indem ihr der Koch nacheinander ein Lamm, ein Äffchen und eine Hinde vorsetzt, hat nichts damit zu schaffen [97]).

*

Menschenfleisch schmeckt aber auch dem, der es unwissentlich genießt: die armen Frauen, die das Herz ihres Geliebten gegessen haben, dünkt dieses eine so liebliche Kost gewesen zu sein, daß ihnen keine andere Speise den Wohlgeschmack aus dem Munde nehmen soll; Harpagos, der freilich ein Höfling ist, bejaht die Frage seines Herrschers, ob ihm die Gerichte geschmeckt haben, die aus dem Fleische seines Söhnchens hergestellt worden sind, und spricht seine Freude daran aus. Näher kommen wir unserm Thema durch eine ganze Reihe altindischer Erzählungen; als Beispiel sei eine wenigstens nach oben datierbare angeführt, stammend aus einer in ihrem Sanskrit-

[97]) An dieser Stelle ist Perrault, wie auch sonst des öftern, beträchtlich von seiner Quelle abgewichen, dem 5. trattenemiento der 5. iornata von Basiles Cunto de li cunti, wo es sich um eine Parallele zu der Sage von Tereus handelt, wie sie etwa Ovid erzählt (Man vergleiche z. B. zu dem Magna, ca de lo tuio magne, Iß nur, du ißt ja von dem Deinigen, die Verse: Tereus, sublimis avito, Vescitur inque suam sua viscera congerit alvum); dabei hätte nichts im Wege gestanden, daß er diese Szene, abgesehen von den Änderungen, die sich aus dem Umstande ergeben mußten, daß er Basiles eifersüchtige Gattin durch die mißgünstige Mutter des Königs ersetzt hatte, ruhig hätte beibehalten können. Warum hat er das nicht getan? Diese Frage kann natürlich nicht beantwortet werden, sicher aber nach unsern bisherigen Ausführungen ist, daß er das Motiv von dem Wohlgeschmacke des Menschen- und vor allem des Kinderfleisches nicht hat erst zu erfinden brauchen: dieses war vor ihm da, und es sollte ihn lange überleben. Das 84. Stück in den Kinder- und Hausmärchen von 1812, das die Brüder Grimm später gekürzt und in die „Bruchstücke" verbannt haben (Bolte-Polívka, III, 488), ist ja, so wie die Aufzeichnung, die ihnen für das Dornröschen vorlag, nichts andres als ein Niederschlag des Perraultschen Textes; nicht aber trifft dies zu bei einer Reihe von mehr oder minder volkstümlichen französischen Märlein oder Sagen, die mit der Belle au bois dormant nur dieses eine Motiv gemein haben, das sie verschiedentlich abwandeln: ihre Heldinnen sind die Königin Margot oder Marguerite von Valois (Revue des traditions populaires, XIII, 199), eine Gräfin von Brayère (P. Sébillot, Littérature orale de l'Auvergne, 1898, 224), eine princesse Rhéma (Sébillot, Légendes locales de la Haute-Bretagne, 1899 f., II, 95), eine Comtesse de Talmont (L.-L. Buron, La Bretagne catholique, 1856, 78 f., so wie die vorzitierte Sage abgedruckt bei P. Saintyves, Les contes de Perrault, 1923, 89 f.). Wie man sieht, lauter Aristokratinnen; kein Wunder in dem Lande des Barons de Rais, der, nachdem er einhundertundvierzig Kinder getötet hatte, um sie dem Satan zu opfern, 1440 gehenkt und als Leiche verbrannt worden ist.

Text nicht mehr erhaltenen Sammlung von 74 Sutren, die im Jahre 251 unserer Zeitrechnung ins Chinesische übersetzt worden ist: Einem Könige, der streng nach den Gesetzen regiert, wird einmal ein Gericht aufgetragen, das so schmeckt, als wäre in ihm das Fleisch sämtlicher Tiergattungen vereinigt. Auf die Frage des Königs gesteht der Koch, daß es Menschenfleisch gewesen sei - er hat es von einer ganz frischen Leiche genommen -, und der von seiner Köstlichkeit begeisterte König befiehlt ihm, seine Mahlzeiten nur noch aus dieser Fleischgattung herzustellen [98]).

Daß der König der Versuchung, Menschenfleischesser zu werden, so rasch unterliegt, wird in der 537. der von des Buddhas Wiedergeburten erzählenden Geschichten, in dem Mahāsutasoma-Jātaka, mit der Angabe begründet, er sei in einem frühern Leben ein menschenfressender Dämon gewesen; da aber dieses Jātaka den Zug aufweist, daß der Koch das Menschenfleisch nur nimmt, weil ihm das für des Königs Mahlzeit vorbereitete gewöhnliche Fleisch von Hunden gefressen worden ist und er in der Eile kein andres auftreiben kann, hat es Emmanuel Cosquin [99]) mit einer Reihe osteuropäischer Geschichten verglichen, deren älteste ein von J. G. von Hahn veröffentlichtes Märchen ist, das aus Epirus stammt [100]). In diesem wird eine Frau, als sie das Abendessen für ihren Gatten bereiten will, gewahr, daß die Taube, die er ihr gebracht hat, von der Katze ge-

[98]) Ed. Chavannes, Cinq cents contes et apologues extraits du Tripitaka chinois, 1910 f., I, 143; s. auch IV, 11, weiter die Aufsätze von K. Watanabe in dem Journal of the Pali Text Society, 1909, 236-310 und von H. Kern in den Verslagen en mededeelingen der K. Akad. van Wetensch., Afd. Letterk., 4. r., 11. d., 170-208 (wiederabgedruckt in Kerns Verspreide Geschriften, X, 1922). Soweit übrigens die Erzählungen dieser Gruppe von zu Menschenfressern gewordenen Königen handeln - wegen eines andern Motivs hat sie A. Wesselski in dem Archiv orientální, II (1930), 39 f. untersucht -, darf zu ihnen die persische Sage von dem Könige Dahhak gestellt werden, der von Iblis zu dem Genusse von Fleisch verführt wird, dann aber alltäglich zwei Menschengehirne braucht, um die zwei Schlangen zu füttern, die ihm Iblis hat aus den Schultern wachsen lassen; s. H. Zotenbergs Ausgabe von at-Ta'alibis Geschichtswerk, 1900, 18f., weiter Firdausis Schahname in den Übersetzungen von Jules Mohl, 1876 f., I, 43 f., Italo Pizzi, 1886 f., I, 148 f., Rückert, 1890 f., I, 25 f., usw. Zu verweisen wäre übrigens hier noch auf Freiligraths Gedicht Scipio (1838), dann aber auch auf die 77. der von Rod. Renier 1889 herausgegebenen Novelle inedite die Giovanni Sercambi (272 f.), und die Zeitlosigkeit dieser Anwendung des Motivs auf einen Garkoch oder Gastwirt bezeugen Zeitungsmeldungen aus den Jahren 1629 und 1691 (Buchner, I, 53 f. u. 253).

[99]) Les contes indiens et l'occident, 1922, 208—218.

[100]) Griechische und albanesische Märchen, 1864, I, 1, Nr. 1.

fressen worden ist; aus Angst, von ihm gescholten zu werden, schneidet sie sich eine Brust ab, kocht sie und trägt sie ihm auf. Nachdem er gegessen hat, ruft er aus: „Was für ein schmackhaftes Fleisch das war! Etwas so Gutes habe ich noch nie gegessen!" Da erzählt ihm die Frau alles, und nun sagt er: „Wie schmackhaft doch Menschenfleisch ist! Weißt du, was wir tun? Wir wollen unsere Kinder schlachten und essen" usw. Das hört der Hund, er bellt, und schließlich erwachen die zwei Kinder des Paars, ein Knäblein und ein Mägdlein; da läßt sich eine Stimme vernehmen: „Steht auf und flieht, sonst kommt euere Mutter und schlachtet euch!" Die Kinder fliehen, und in seinem weitern Verlauf biegt das Märchen in die Darstellung des 11. Stücks der Grimmschen Sammlung ein, dessen Titelhelden, das Brüderchen und das Schwesterchen, von Hause weggehen, weil sie, seitdem die Mutter tot ist, keine gute Stunde mehr haben, sondern alltäglich von der Stiefmutter geschlagen werden.

Von den Parallelen, die Cosquin anführt, aber auch von den später aufgefundenen[101]) ist keine einzige älter als diese griechische Geschichte, und zieht man die Orte ihrer Herkunft in Betracht, so kann man kaum zu einer andern Annahme gelangen, als daß sie sämtlich auf Hahns Erzählung zurückzuführen sind; trotzdem behandelt sie Cosquin nach den bekannten Mustern allesamt als voneinander unabhängig, und er tritt, wie bei ihm selbstverständlich, für einen indischen Ursprung der ganzen Gruppe ein. Wie wir gesehen haben, ist das überflüssig; war einmal das Motiv von dem Menschenfleisch als Leckerbissen da, dann verstand es sich von selbst, daß sich einmal jemand finden mußte, der es einer volkstümlichen Erzählung, die ja das Märchen vom Brüderchen und vom Schwesterchen ist, aufpfropfte.

Merkwürdig ist nun, daß auch das Märchen Von den Machandelboom just von einem Brüderchen und einem Schwesterchen erzählt und daß es auch, was nicht einmal einem so guten Kenner der deutschen Märchenliteratur, wie es Emmanuel Cosquin war, aufgefallen ist, dieses Motiv von der Schmackhaftigkeit des Menschenfleisches, ja sogar des Kinderfleisches enthält[102]): Als der Vater, arg verstimmt, weil sein Söhnchen, ohne ihm Adjüs gesagt zu haben, auf sechs Wochen über Land gegangen ist, zu essen begonnen hat, verweist er dem

[101]) S. Bolte-Polívka, I, 89 f., III, 152; s. noch R. M. Dawkins, Modern Greek in Asia Minor, 1916, 338f. und 261 (Noten dazu von W. R. Halliday, darunter eine Variante aus Kreta).

[102]) Bemerkt scheint dies nur Albert Hoefer zu haben, der sich aber mit der einfachen Feststellung begnügte (Blätter für literarische Unterhaltung, 1844, 794).

Marleenken das Weinen, aber in Einem Atem sagt er: „Ach, Frou, wat smekt my dat Eten schoin, giv my meer"; und weiter geht es so: „un je meer he ath, je meer wuld he hebben, un sed: 'Gevt my meer, gy sölt nix darof hebben, dat is, as wen dat all myn weer', un he ath un ath, un de Knoken smeet he all unner den Disch, bet he allns up had."

Man sieht, hier ist etwas nicht richtig: mit den Worten: „dat is, as wen dat all myn weer" ist ja das Schreckliche der Vorstellung, daß der Mann sein eigenes Söhnchen bis auf die Knochen, die er unter den Tisch wirft, verschlingt, etwas gemildert; trotzdem ist des Schrecklichen genug geblieben, und diese Szene ist schrecklicher als die Szenen, wo der Knabe getötet wird und wo ihm das Schwesterchen noch einmal den Kopf abschlägt. Es ergibt sich da die Frage: War denn der Vater auch in den mündlichen Fassungen, die Runge gehört haben will, so entsetzlich gefräßig, so schauderhaft lüstern nach der grausigen Speise? Auch wenn wir uns nur an Runges Darstellung halten, müssen wir diese Frage bejahen; denn unglaublich erscheint es, daß Runge nach der wunderschönen einleitenden Geschichte, die sicher sein Eigentum ist, in das, was volkstümlicher Herkunft war, mutwillig eine solche Scheußlichkeit eingeschoben hätte, die nur erwarten läßt, der Mann werde nun, nachdem er erfahren hat, wie wohl dem Gaumen Menschenfleisch tut, gleich dem Hirten von Berka ein richtiger Menschenfresser werden, wie es die zwölfjährige Schottin vorhergesagt hat. Ist das aber so, dann muß das Motiv von der unübertrefflichen Köstlichkeit des Kinderfleisches auch schon in der volksmündlichen Erzählung eine wesentliche Rolle gespielt haben, dann hat wohl auch dort das Mägdlein vor der unmenschlichen Freßgier des Vaters Angst empfunden, und so können wir nur annehmen, daß auch dort, in Runges Quelle, das Schwesterchen mit dem Brüderchen, nämlich mit den von ihm übrig gebliebenen Knochen, auf und davon gegangen ist, natürlich in den Wald. Ist diese Annahme ebenfalls richtig - bei Runge geht das Schwesterchen zu dem Machandelboom -, dann haben Goethes Verse, die aus den Knochen ein schlichtes Waldvögelein werden lassen, das, was wir die Überlieferung nennen wollen, treuer bewahrt als Runges Erzählung, in der sich der Machandelboom zu Künsten, die wir von der Selbstverbrennung des Phönix her kennen, hergeben muß, nachher aber gerade so ist, wie er früher war, während mit den Knochen auch das seidene Tuch verschwunden ist, worein sie gehüllt waren.

Selbstverständlich, ein durchaus triftiger Beweis, daß das just so gewesen sein müsse und nicht anders habe gewesen sein können, ist, wie stets bei solchen Dingen, nicht zu erbringen; daß aber die Handlung in der volksmündlichen Erzählung nicht so vor sich gegangen sein kann, wie das Märchen von dem Machandelboom schildert, ist sicher, und zu allem Überflusse zeigt das auch eine Vergleichung des Lieds von Runges Phönix mit dem, das Gretchen dem Waldvögelein nachsingt:

Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein' usw.

Die zwei Verspaare im Beginne, in denen Vater und Mutter beschimpft werden, übrigens so beschimpft werden, wie es das alte deutsche Sprichwort vorsieht: „Wer eine Hure zur Ehe nimmt, der ist ein Schelm oder will doch einer werden" [103]), sind selbstverständlich als Flüche gedacht und aufzufassen, deren Begründungen die Nebensätze geben; welchen Sinn aber sollen die Nebensätze in Runges Versen

Mein Mutter der mich slact't
Mein Vatter der mich aß
Mein Schwester der Marleenichen
Sucht alle meine Beenichen usw.

haben? Zu begründen hat Runge nichts; er hat nichts sonst zu tun, als den Vogel oder den Knaben erzählen zu lassen, und durchaus selbstverständlich wäre es, wenn er die Flüche nicht übernehmen konnte oder wollte, gewesen, der Erzählung die Form einer Erzählung schon dort zu geben, wo sie beginnt, und nicht erst mit der Erwähnung der Schwester, also etwa so:

Mein Mutter slactet mich
Mein Vater aß mich
Mein Schwester usw.

Um das Gestammel zu erklären, das Runge einem solchen oder ähnlichen Wortlaut vorgezogen hat, wird kaum eine andere Annahme genügen als die, daß auch in seiner Vorlage die Verse mit Flüchen sowohl für die Mutter, als auch für den Vater begonnen haben, daß

[103]) Siehe das (Grimmsche) Deutsche Wörterbuch, IV, II, 1959, ferner Wander, II, 933f.

er jedoch bei der Ausmerzung dieser ihm ob ihrer Gleichmäßigkeit unbequemen Flüche übersehen hat, daß das, was solchermaßen übrig blieb, in dem Augenblicke, wo der Text, der ihm vorgelegen hatte, oder ein ähnlicher bekannt wurde, die Verstümmelung für alle aufzeigen mußte, die eines guten Willens waren: seine mit Satzresten beginnenden Verse sind aus Goethes Versen, sonst aber überhaupt nicht zu erklären, und Goethes Verse lassen keine andere Deutung zu, als daß das Waldvögelein, das sie singt, in seinem frühern Leben das Kind eines Menschenfresserpaares gewesen ist: Verflucht sei die Mutter, die mich geschlachtet hat! Verflucht der Vater, der mich gegessen hat! Fluch der Hure und dem Schelm!

Hiermit ist wohl für jeden, der nicht den Verstockten spielen will, ob er nun von dem Märchen zu Goethen gekommen ist oder von Goethen zu dem Märchen, nachgewiesen, daß Gretchens Lied, das eine leibliche Mutter und einen leiblichen Vater verflucht, eine ältere Fassung darstellt als das Lied in dem Märchen Von den Machandelboom, das die Mörderin des Kindes, die Stiefmutter, vor dem wohlverdienten Fluche bewahrt, weil es einen solchen dem Vater ersparen will, der sein ermordetes Kind in leidenschaftlicher Gier bis auf den letzten Bissen verzehrt hat.

Übrigens noch eine Frage: Warum haben wohl die Brüder Grimm in allen drei Abdrucken, die sie von Gretchens letztem Liede gegeben haben, 1812, 1822, 1856, die Ausrufungszeichen hinter den Flüchen durch Beistriche ersetzt?

von Münchowsche Universitäts-Druckerei
Otto Kindt GmbH in Gießen